Nr. 49 | Leipzig, den 7. Dezember | 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 13 — Kirche und Sozialismus in England. Vom Kirchenkongreß in Hull — Die Antisklavereikonferenz in Brüssel — Sodoms Ende — Ein zeitgemäßer Unterricht, das Christentum kennen und verstehen zu lernen — Kalender: Alte und neue Freunde; Deutscher Nationalkalender; Der Kalender des Protestantenvereins; Der christliche Hausfreund; Landeskirchen-Kalender — Für den Weihnachtstisch: Müller, Weihnachtsspiel; Frommel, Festflammen; Vollmar, Christblumen vom Sinai; Neue Erzählungen von der Verfasserin der „Spanischen Brüder"; v. Sprecher, Donna Ottavia; Deutsch und Welsch; Die Rose von Jericho; Psyche; Der Bauer auf dem Kreuzhofe; Pienchens Brautfahrt; Unser Großvater; Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern — Anzeigen

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

13. Sacharja Kapitel 8, 1—17

Da erging folgendes Wort Jehovas der Heerscharen [an mich]:

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Ich glühe vor eifersüchtiger Liebe zu Zion, und von heftigem Zorn bin ich seinetwegen entbrannt.

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Ich bin auf der Rückkehr nach Zion und will inmitten Jerusalems Wohnung nehmen, Jerusalem wird die sichere Stadt heißen und der Berg Jehovas der Heerscharen der heilige Berg.

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Noch werden Greise und Greisinnen auf den Plätzen Jerusalems sitzen, ein jeder mit seinem Stab in der Hand vor Menge der Lebenstage. Und die Plätze der Stadt werden sich mit Knaben und mit Mädchen füllen, die spielen auf ihren Plätzen.

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Mag es in jenen Tagen diesem Reste des frühern Volkes als ein Wunder vorkommen, auch in meinen Augen wird es ein Wunder sein, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen.

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Siehe, ich rette mein Volk aus dem Lande des Sonnenaufgangs und aus dem Lande des Niedergangs der Sonne und führe sie heim, daß sie inmitten Jerusalems wohnen und daß in Beständigkeit und in Wahrheit sie mein Volk sind und ich ihr Gott bin.

So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Regt rüstig eure Hände, ihr, die ihr in diesen Tagen diese Worte vernehmt aus dem Munde der Propheten, die aufgetreten sind am Tage, da zum Wiederaufbau des Hauses Jehovas der Heerscharen, des Tempels, der Grund gelegt wurde. Denn vor jener Zeit gab es für die Arbeit der Leute keine Belohnung, und nichts war der Ertrag von der Arbeit des Viehs; wer auszog und wer heimkam, war vor dem Feinde nicht sicher, und ich hetzte alle Leute hintereinander. Jetzt aber stehe ich anders als in den vorigen Tagen zu diesem Rest des frühern Volkes, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen; denn seine Saat bleibt wohlbehalten, der Weinstock bringt seine Frucht, und die Erde bringt ihren Ertrag, und die Himmel spenden ihren Tau, und ich lasse die, die von diesem Volke übrig geblieben sind, solches alles genießen, und wie ihr unter den Nationen zum Fluche geworden seid, Haus Juda und Haus Israel, so bringe ich euch Heil, daß ihr zum Segenswunsche dienet. Habt nur keine Furcht! Regt rüstig eure Hände!

Denn so hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Wie ich beschlossen hatte, euch übel zu thun, als mich eure Väter erzürnten, hat Jehova der Heerscharen gesprochen, und kein Erbarmen kannte, so habe ich nun gleichfalls in diesen Tagen den Entschluß gefaßt, Jerusalem und dem Hause Juda wohlzuthun. Habt nur keine Furcht! Dies habt ihr zu thun: Redet unter einander die Wahrheit und richtet in euren Thoren redlich und nach unverletztem Recht! Sinnet in eurem Herzen nichts Böses gegeneinander und liebt nicht lügnerisches Schwören! Denn solches alles, das hasse ich, ist Jehovas Spruch.

Die Sünde, mit der die Väter Jehova erzürnten, verwandelte das schöne und fruchtbare Land mit seinen Bergen und Thälern, Flüssen und Seen (5. Mose 8), das den Namen „Land der Zier" wohl verdient hatte (Ezechiel 20, 6 und später noch bei Daniel 11, 16. 41), in eine Einöde (Kap. 7, 14). Jehova hatte um der Missethat des Volkes willen ja einst den Entschluß fassen müssen, Unglück herbeizuführen, und den Entschluß auch erbarmungslos wahr gemacht (8, 14). Jetzt ist es wieder anders geworden. Zwar die Forderungen Jehovas sind dieselben, die er an die Väter gestellt hat: nicht Fasten, sondern Wahrheit und Gerechtigkeit, Liebe und Aufrichtigkeit; aber sein Sinn gegen den übergebliebenen Rest des Volkes hat sich geändert. Denn ebenso unerschütterlich und fest, wie früher das Gericht, hat jetzt Jehova beschlossen, Jerusalem und Juda wohlzuthun, wenn das Volk nunmehr die Forderungen Gottes erfüllt (Vers 15—17).

Diese andre Gesinnung Jehovas muß dem Volke alle Furcht benehmen, es zu eifriger Arbeit am Tempel anspornen und mit frohen Hoffnungen auf die Zukunft erfüllen. Der Prophet darf darum auch diese in ihrer Herrlichkeit schildern, indem er Verheißung an Verheißung, ein Bild an das andre reiht. Zehnmal beginnt er in diesem Gemälde mit den Worten: So hat Jehova der Heerscharen gesprochen, um es recht nachdrücklich zu sagen: Meint nicht, daß ich von mir selber rede, und zweifelt nicht etwa an meinen Worten, weil ihr sie nur als Menschenworte betrachtet! Gottes Verheißungen sinds, die ich zu euch rede.

Die sieben ersten dieser Gottesworte sind durch die Begründung, die das siebente (14—17) mit dem Hinweis auf Gottes neuen Entschluß bietet und die in der Reihenfolge einen gewissen Ruhepunkt bildet, als näher zusammengehörend bezeichnet. Ihren Anfang macht die Versicherung Jehovas, daß er vor Eifersucht glühe, um Zion zu besitzen und die Feinde zu strafen. Das ist der Grundton, der hier gegen das Ende wieder deutlich hervordringt, wie er schon zu Anfang (Kap. 1, 14 f.) sich vernehmbar machte und überall in den verschiedensten Gesichten nicht zu überhören war. Eifersüchtig liebt Jehova Zion, seine Ehre will er keinem andern geben (2, 12), Jerusalem hat er erwählt (3, 2); solches bestimmt auch seine Gesinnung gegen die Feinde Jerusalems, über die er um seiner eifersüchtigen Liebe zu Zion willen heftig ergrimmt ist.

Was mit solcher Gesinnung Jehovas für das Volk gegeben ist, wird nach verschiedenen Seiten dargelegt. Bereits befindet sich Jehova auf der Rückkehr nach Zion, das er einst hatte verlassen müssen (vgl. Nr. 38, Sp. 875); dort will er wieder wohnen inmitten Jerusalems, und jetzt soll es anders werden, als es früher war: Jerusalem ist nicht mehr die Stadt, die von den Fremden vergewaltigt wird, und Zion nicht mehr der Berg, den gewaltthätige Feinde betreten; der Weinstock, den Jehova im heiligen Lande gepflanzt hat, soll nicht mehr von den Vorübergehenden zerzaust und geplündert werden (vergl. Psalm 80), Jerusalem wird vielmehr die sicherste Stadt und Zion der heiligste Berg sein.

In solch einer Stadt aber muß fröhliches und ungestörtes Leben erblühen. Keiner wird mehr vor der Zeit in die Grube fahren. Greise und Greisinnen, die wegen der Last des Alters zum Gehen des stützenden Stabes bedürfen, werden auf den

geräumigen Plätzen der Stadt sitzen, denn kein Krieg oder Unglück verkürzt mehr die Tage der Menschen. Ebenso wird keine Sorge die frohe Lust der Jugend beeinträchtigen. In fröhlichen Spielen wird man Knaben und Mädchen auf dem Markte sich tummeln sehen, und die Straßen der Stadt werden von ihrem Jubel und ihrer Freude wiederhallen.

Nicht nur jetzt ist es etwas Unerhörtes, was von der Zukunft diesem geringen Rest des einst so viel bedeutungsvollern Volkes verkündet wird. In den Tagen der Erfüllung wird es ihm erst recht als etwas Wunderbares, ja als etwas Unfaßbares und Unglaubliches vorkommen. Es muß sein Erstaunen erregen, wenn es sieht, was Jehova an ihm gethan hat; denn auch in den Augen Jehovas selber ist das Glück und Heil, das er dem Volke bereitet, eigentlich ein Wunder.

Doch dieses Erstaunliche soll zu stande kommen. Jehova selber schafft Rettung und Heil. Er hilft seinem Volke, von Ost und West und wo sonst dessen Angehörige sich finden mögen, bringt er sie heim und bereitet ihnen in Jerusalem eine sichere Stätte. Dann sollen sie sein Volk sein, und er will ihr Gott sein; nicht mehr, wie früher, da diese Zusammengehörigkeit eine unbeständige, durch die Sünde des Volkes gestörte war und Jehova deshalb nicht in vollem Sinne und in ganzer Wahrheit sein Gott sein und die Fülle seiner Liebe und seiner Wohlthaten ihm erweisen konnte. Dann soll das Ideal verwirklicht werden: Jehovas Wille muß zu Stand und Wesen kommen, da Israel in beständiger Treue Gottes Volk ist und Jehova seinen Liebeswillen völlig und ganz an dem Volke bethätigen kann.

Diese unglaubliche Heilszeit naht herbei, und die Menschen sollen sie nicht durch Lässigkeit aufhalten, sondern mutig und rüstig ihr Kommen mit eifrigem Handanlegen beschleunigen und befördern, wie die Propheten ihnen schon zur Zeit, da zum Wiederaufbau des Tempels der Grund gelegt wurde, predigten. Dort, als am Tempel zu bauen begonnen wurde, stand ja auch Haggai, der Prophet, Sacharja zur Seite (Haggai 2, 10 ff.) und wies auf die Besserung hin, die nach dem Beginn der Arbeiten am Tempelbau in allen Verhältnissen erfolgen werde. Jetzt erinnert Sacharja an jene Worte und an ihre Erfüllung. Wie stand es doch vor jenem Tage? Mangel an Nahrung für Menschen und Tiere herrschte im Lande, alle Arbeit und Mühe waren vergeblich. Die Felder blieben ohne Ertrag; zudem waren die Zustände äußerst unsicher, draußen, wenn man auszog oder heimging, drängten die Feinde, und drinnen war Zwietracht und Streit, ein Krieg aller gegen alle. Wie ist das nun anders geworden, seitdem am Tempel gebaut wird! Jetzt steht die Saat schön und verspricht eine reiche Ernte, die Weinberge liefern ihre Früchte, und die Erde bringt ihren Ertrag. Es fehlt nicht am befruchtenden Tau des Himmels, alles gedeiht wohl und kommt dem Volke zu gute. Früher dienten Juda und Israel den Völkern zum Fluche; wenn man jemand das Schlimmste anwünschen wollte, so wünschte man ihm das Schicksal und das Ergehen dieser beiden Länder. Jetzt wird es anders werden; wenn man jemand Segen wünschen will, so wird man kein höheres Beispiel dafür finden als das Glück und das Heil Judas und Jerusalems.

Im Tempel liegt die Quelle des Heils, von dort gehen Ströme des Segens schon jetzt aus, da er noch unvollendet ist; wie herrlich wird das erst sein, wenn Jehova dort sich niedergelassen hat und dort bleibend wohnt! Ezechiel hat es ausführlich geschildert, wie vom Tempel ein mächtiger Strom ausgeht und alle Unfruchtbarkeit des öden Landes in fruchtbare Fluren verwandelt. Der immer mehr anschwellende Strom ergießt sich in das Tote Meer und macht seine Gewässer gesund und fischreich. An den Ufern des Flusses werden sich allerlei fruchtbare Bäume erheben, deren Blätter nicht verwelken und deren Früchte nicht verfaulen. Alle Monate bringen sie neue Früchte, die zur Speise dienen, wie die Blätter der Bäume zur Arznei (Ezechiel 47, 1—12; vergl. auch Joel 4, 18 und Sacharja 14, 8).

Das ist das Bild des von Jehova gesegneten Volkes: Sicherheit von außen auf dem heiligen Berge; von keiner Sorge und keinem Kummer gedrücktes Leben der zahllosen Bevölkerung in der sicheren Stadt; Heimkehr aller Zerstreuten und außerordentliche Fruchtbarkeit im Lande. Das ist der Segen, den Jehova bei seinem Einzug seinem Volke verleiht.

Giebt es noch etwas Höheres als diese Verheißungen des Propheten? Viele wären zufrieden, wenn solches ihnen zu teil würde. Und doch ist es nicht hoch genug für die Gerechtigkeit Gottes, für das, was an den Menschen zu thun seinem Wesen entspricht. Es wäre auch in der That doch nicht das, was den sündigen Menschen vollen Frieden brächte. Das böse Gewissen kommt in den glücklichsten äußern Verhältnissen nicht zur Ruhe und findet nicht Frieden, wenn es aus einem unwirtlichen Lande in eine paradiesische Gegend auswandert. Der Unzufriedene, wenn er aus schwieriger Lage in die höchste und freieste Stellung versetzt wird, hat sein friedloses Wesen noch nicht abgestreift und noch nicht das wahre Glück erlangt. Es giebt Schmerzen und Uebel, die tiefer sitzen als bloß in der äußern Umgebung und in den äußern Verhältnissen. Auch da Heil und Wandel zu schaffen, liegt in dem Wesen Gottes, und das hat er damit gethan, daß er Jesum Christum in die Welt sandte. Da hat er dem Sünder alle Angst und Furcht aus dem Herzen genommen und den Menschen eine solche wahrhafte Gemeinschaft mit sich eröffnet, die nimmer zu Schanden wird, sodaß sie beständig sein Volk bleiben und er in Wahrheit immerfort ihr Gott ist.

K M

Kirche und Sozialismus in England

Vom Kirchenkongreß in Hull

In der Woche vom 28. September bis 5. Oktober hatte der Kirchenkongreß seine dreißigste Jahresversammlung und zwar in Hull. Man hat schon gesagt, der Kongreß sei die jährliche Photographie der englischen Kirche. Sie scheint diesmal nicht übel gelungen zu sein; sie bietet wenigstens ein lebendiges, scharf umrissenes Bild.

Auch der Kirchenkongreß zu Hull stand unter dem Zeichen des Sozialismus. Außer etlichen theologischen, beziehungsweise kirchenpolitischen Fragen, die gerade in England an der Tagesordnung sind, „Inspiration,“ „Wiedervereinigung zwischen Staatskirche und Sekten,“ „Grenzen des Rituals,“ „Bruderschaften,“ sind es durchweg soziale Angelegenheiten und Interessen gewesen, die den Kongreß beschäftigt haben, z. B. „die Ethik des Handels,“ „Wetten und Spielen,“ „Gesundheitspflege,“ „korporative Vereinigung der weiblichen Arbeiter.“ Die Richtung der Sympathien und Ideen kam wohl am deutlichsten zum Ausdruck in der Erörterung über die beiden Punkte: „Sozialismus“ und „Stellung der Kirche zu den Streiks.“

Daß die englische Kirche das Ohr des Volkes, auch des Arbeiterstandes, in höherem Maße und in weiterm Umfange besitzt, als dies die deutsch-evangelische Kirche von sich sagen kann, dürfte kaum zu leugnen sein. Liegt es daran, daß in England die Kirche allezeit mehr in der Mitte des öffentlichen, nationalen Lebens gestanden hat, daß der Geistliche, auch der der Staatskirche, nie in dem Grade, wie es bei uns der Fall war, in die Stellung und unter den Bann des büreaukratischen Beamtentums herabgesunken ist? Wirkt noch der Segen eines Maurice und Kingsley nach, die Ende der vierziger Jahre dem stürmischen Sozialismus der Chartisten gegenüber eine Fülle christlichen Eifers, ritterlichen Mutes bewiesen haben? Damals sah es ja darnach aus, wie wenn die Chartistenführer den religiösen Radikalismus des Straußschen Lebens Jesu, das eben ins Englische übersetzt war, in ihr Programm aufnehmen wollten. Wie energisch und zugleich verständnisvoll hat sich Kingsley mit jenen Kreisen auseinandergesetzt!

Es ist ja wahr, daß die Tendenzen des modernen Sozialismus nun auch unter den Massen Englands festen Fuß gefaßt, besonders seit dem Dockerstreik eine Menge von neuen Organisationen geschaffen und auf dem Arbeiterkongreß zu Liverpool einen Sieg davongetragen haben. Doch hat sich eben da auch gezeigt, daß die neue Richtung sehr zu rechnen hat mit dem Widerstande der alten Gewerkvereine. Und wie bezeichnend für Ton und Stimmung im allgemeinen sind doch auch solche Neben-

dinge, daß z. B. in Liverpool am Sonntag vor dem Arbeiterkongreß in der St. Georgenkirche eine Predigt gehalten werden konnte über das Thema: „Unionismus und Christentum,“ und zwar vor einer Zuhörerschaft, die zumeist aus Abgeordneten der Gewerkvereine bestand; oder daß Mr. Broadhurst, als er seine Stelle als Sekretär niederlegte, vor den Arbeitern ausrufen konnte: „Möge das höchste Wesen, das alle liebt und keine Willkür kennt, mit denen sein, die an der Erlösung ihrer Mitmenschen aus Armut und Elend arbeiten!“ Auf dem Programm des Kirchenkongresses war auch ein Vortrag von Mr. Ben Tillet, der nächst J. Burns wohl der bedeutendste Führer und Organisator der englischen Sozialisten ist. Erst unmittelbar vor dem Kongreß kam es zur Sprache, daß Tillet aktives Mitglied der Wesleyanischen Methodisten sei; es wurde gefragt, ob nun sein Auftreten in einer kirchlichen Versammlung eigentlich statthaft sei. Zum lebhaften Bedauern vieler meinte Tillet der Debatte dadurch ein Ende machen zu müssen, daß er seinen Vortrag zurückzog, und es war nun vielleicht in einer Art Verstimmung, daß Tillet im Gespräch mit einem Zeitungsreporter die bekannten Scheltworte preisgab: die Kirche sei eine Kapitalistenkirche und beziehe ihre Existenzmittel vom Kapital; statt über theologische Dogmen zu predigen, sollten die Geistlichen etwas für die Massen thun; statt so viel vom Himmel zu reden, von dem sie so wenig wissen, sollten sie erkennen, daß es auf Erden eine Hölle giebt, aus der die Arbeiterwelt erlöst werden müsse; die Kirche solle mehr auf den demokratischen Zug der Zeit eingehen. Das jedoch steht auch einem Tillet fest: „Die Masse des Volkes bedarf Religion; sie bedarf der Bibel, der Persönlichkeit Christi.“ Wir sehen, wenn auch bis zu einem gewissen Grade eine Kluft, eine Entfremdung zwischen Kirche und Arbeiterwelt bestehen mag, so ist doch noch eine gemeinsame religiöse Grundlage und damit die Möglichkeit einer Verständigung vorhanden. In England ist auch die Sozialdemokratie noch nicht verloren an den fanatischen Atheismus, noch nicht vergiftet durch die nihilistische Verbissenheit, wie das in Deutschland der Fall ist.

Generalpräsident des Kirchenkongresses war, in Vertretung des erkrankten Erzbischofs von York, der Bischof von Durham, D. Westkott. Schon in seiner Eröffnungsrede betonte er, daß die soziale Frage eine religiöse oder besser gesagt die religiöse Frage der Zeit sei. Sie berühre das ganze Leben des Arbeiters. Des Mannes Arbeit ist sein Leben. Seine Arbeitsverhältnisse sind für die Bildung seines Charakters so bestimmend wie sein Glaube. Wenn nun infolge der industriellen Umwälzung, die wir durchgemacht haben, viele da sind, deren ganze Kraft darin aufgeht, andern die Mittel zu Ruhe und Genuß zu schaffen; viele, denen lange Arbeitsstunden es unmöglich machen, ihre Kinder anders als schlafend zu sehen; viele, deren ganzer Verdienst nicht hinreicht, um den nötigsten Unterhalt der Familie zu bestreiten; wenn in gewissen Arbeitszweigen der Lohn ergänzt werden muß durch Almosen, dann muß der Christ als Christ seine ganze Kraft daran setzen, um dem Uebel entgegenzutreten und nach Abhilfe zu suchen.

D. Westkott hatte auch den speziellen Vortrag über das Thema „Sozialismus“ übernommen, dessen Grundgedanken er dahin bestimmte, daß das Ziel menschlichen Strebens die gemeinsame, gleichmäßige Wohlfahrt aller sein müsse — gesucht durch Mittel und auf Wegen, die zugleich die vollste Ausbildung jedes Einzelnen verbürgen. Gleichmäßigkeit bedeutet nicht soviel wie Uniformität. Der Sozialismus ist nicht an eine einzelne Linie des Handelns gebunden; aber wer seine zentrale Idee anerkennt, dem stellen sich sofort gewisse Ziele als direkt zu erstreben vor die Seele. Er muß darauf hinwirken, daß die Arbeit in ihrer eigentümlichen Würde als Beruf und Bewährung des Mannes geachtet, daß ihr Lohn nicht nur nach der Notdurft des Armen bemessen werde, sondern nach ihrem wirklichen Wert, sofern sie zur Wohlfahrt der Gesamtheit beiträgt. Er muß darnach streben, die Massen, die keine Reservemittel haben, in eine gesicherte Lage zu bringen und sie durch edle Ideen zu beleben. Er muß verlangen, daß alle mit der That bekennen, jede Macht, jede Begabung, jeder Besitz sei nicht für selbstische Zwecke verliehen, sondern als anvertrautes Pfund im Namen des Vaters zu verwalten für unsre Brüder. Die gegenwärtige Spannung der Gegensätze will der Bischof nur als vorübergehend ansehen, als Durchgang zu einer neuen und höhern Vereinigung der Klassen. Unsre jetzige Stellung ist die des Wartens und Vorbereitens; aber wir können die Richtung wahrnehmen, welche die soziale Bewegung einschlägt. Wir warten auf die nächste Stufe der staatlichen Entwicklung, wenn in vollem, großherzigem Zusammenwirken jeder Bürger die Fülle seines eignen Lebens darbietet, damit er sich freue in der Lebensfülle der Gemeinschaft, der er angehört. Solch ein Erfolg mag visionär erscheinen; aber er ist näher, als wir glauben. „Nichts hat in den Jahren meiner Wirksamkeit so großen Eindruck auf mich gemacht, sagt der Bischof, als die Schnelligkeit und Macht, mit der die Gedanken der Unterordnung, der Solidarität und Brüderlichkeit, unsrer Dankesschuld gegen die Vergangenheit und unsrer Verantwortung für die Zukunft, sich unter unsern Landsleuten ausgebreitet haben. Die Menschen sind vertraut mit dem Grundsatz der Vereinigung zu bestimmten Zwecken. Solche Vereine haben bereits heldenhafte Ausdauer hervorgerufen und sind eine Schule für weiter reichende Genossenschaft. Es liegt ja wahrlich Betrübendes genug in der Selbstsucht, die zu oft Reich und Arm gleichermaßen entwürdigt; aber doch, in weitem Umfang ist unter denen, die an materiellen Gütern arm sind, die Selbstachtung gewachsen im Bewußtsein eines hohen Berufes, und Selbstverleugnung hat viele, die mit der Bürde großen Besitzes belastet sind, zu edlem Handeln belebt.

Hier liegt nun die Pflicht des christlichen Lehrers. Daß die Menschen eines sind in Christo, Söhne Gottes und Brüder, Freud und Leid zusammen teilend, daß alle einander gegenseitig mit unendlichem Einfluß berühren, daß wir, durch andre lebend, auch nicht Ruhe finden können, bis wir für andre leben, — das sind Grundgedanken des Gesetzes und der Propheten, der Evangelien und der Episteln, die der christliche Lehrer wirksam machen kann und muß unter den Bedingungen des modernen Lebens. Es gilt, diese Gedanken in praktischen Formen auszugestalten, zu zeigen, daß das Christentum, wie es bisher mit den Individuen sich beschäftigt, so auch mit dem Staat zu thun hat, mit den Klassen und nicht bloß mit den Einzelnen, mit den sozialen Verhältnissen und nicht bloß mit dem persönlichen Charakter. Das soziale Problem des Tages, das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, ist insbesondre dem englischen Volke zu lösen aufgegeben, da es durch seinen nationalen Charakter die Entwicklung der modernen Industrie bestimmt hat. Und die Stellung der englischen Geistlichen giebt ihnen eigentümliche Vorteile an die Hand, um mit weisem Glauben die Erörterungen zu beeinflussen, die den Weg für eine Lösung eröffnen. Die Geistlichen der nationalen Kirche bilden nicht eine geschlossene und isolirte Kaste. Sie rekrutiren sich aus jeder Klasse. Sie sind erzogen in Fühlung mit jeder Mannigfaltigkeit des Gedankens und der Bildung. Sie sind in steter Berührung mit allen Formen der Erfahrung. Sie werden über die Parteieinflüsse hinausgehoben durch die Größe ihres Werkes. Sie sind befähigt für ein fernes Ziel zu arbeiten durch die Größe des Glaubens, den sie verkündigen.“

So der Bischof. Nur in aller Kürze konnte sein Gedankengang wiedergegeben werden. Es sind die Umrisse eines idealen Sozialismus, die er bietet. Die Debatte, die sich anschloß, in welche das Parlamentsmitglied Gorst, Lord Norton, Bischof Parry und andre eingriffen, führte in die Niederungen des thatsächlichen Sozialismus der Sozialdemokraten und brachte gegen deren Ziele die üblichen Einwände ins Feld. Ein Mitglied der sozialistischen Fabian Society, Mr. Hill, trat energisch für die Sozialisirung der Produktionsmittel, insbesondre des Landes als der großen Produktionsquelle ein. Gelächter, Zurufe wie „Unsinn“ unterbrachen den Redner zuweilen; doch schien Teilnahme und Beifall nicht minder kräftig zu sein, vollends als er schließlich die Kirche aufrief, sie möge sich erheben zur vollen Erfassung alles dessen, was in der großen Lehre von der Menschwerdung enthalten sei, und so mithelfen zur Verwirklichung des christlich-sozialen Gesellschaftsideals.

Ehe die Verhandlungen über die Streiks begannen, hatte der Vorsitzende zunächst eine Zuschrift zu verlesen, die der Gewerks- und Arbeiterausschuß von Hull übermittelt hatte in

Vertretung von 15000 Arbeitern der Stadt und in der Ueberzeugung, daß es den Arbeitern von großem Gewinn sein werde, wenn eine so nationale Körperschaft wie der Kirchenkongreß die ehrlichen Ansprüche der Arbeit anerkenne. — Der Hauptredner des Tages, Präbendar Jones, ging davon aus, daß die Stellung der Kirche zu den Streiks als zu Lohnkämpfen, Geldfragen normirt sei durch das Wort Jesu Lukas 12, 13 ff.: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt?" Die Kirche hat weder Recht noch Pflicht noch Fähigkeit, in solchen Fragen einen Urteilsspruch abzugeben. Deshalb braucht sie aber nicht teilnahmslos auf der Seite zu stehen. Sie hat wirklich etwas zu sagen, nämlich das andre Wort: „Sehet zu und hütet euch vor dem Geiz!" und zwar dies sowohl dem einzelnen, bestimmten Arbeitgeber, der durch seine Gier nach Gewinn das Gift in die sozialen Nöte bringt, als auch dem Publikum gegenüber, das eigentlich der größte Arbeitgeber ist und das sich mitschuldig an dem Druck der Arbeit macht durch das stete Verlangen, für sein Geld möglichst viel zu bekommen. Besinnt man sich über das Verhalten der Kirche zu den Streikenden, so darf man vorneweg nicht scheu werden ob dem Wort „Union," Verein. Es ist das der naturgemäße Weg, der der Arbeit offen steht gegenüber dem Kapital, und er ist als legitim anerkannt. Das Auftreten der Unionen hat mitunter etwas Abstoßendes und Erschreckendes für jene, die Stimmungen feudalen Hochmuts ererbt haben; manchmal wird auch Handel und Wandel dadurch gestört; aber zu Grunde liegt den Arbeitervereinigungen das Streben einer ganzen Klasse, aus einer Lage, die man als unwürdig empfindet, emporzukommen und beides zu beanspruchen — gebührenden Anteil an dem produktiven Geschäft und eine soziale Stellung, die nicht mehr auf Gunst und Gönnerschaft angewiesen ist. Das ist ein hervorragender Zug in der heutigen Arbeiterwelt, und er verdient die volle Sympathie der Kirche. Zugleich aber bedürfen die Vereine ein Korrektiv. Gar oft wirken sie eher trennend als verbindend, richten sich auf schlimme, schädliche Ziele, verlieren sich in einseitigen Interessen. Innerhalb eines Vereins wird das Gefühl für die individuelle Verantwortlichkeit verwischt durch die Menge derer, die mitthun. Beim Zählen der Köpfe verliert der Mensch oft seinen eignen Kopf und thut Dinge, vor denen er allein zurückschrecken würde. Hier muß nun die Kirche in die Mitte treten und ein offnes Wort sprechen. Ihre Diener können in manchen Fällen sympathisiren mit denen, die streiken; aber stets muß die Kirche protestiren, wenn man einen Arbeiter zum Streiken zwingen will. Wenn die Kirche auch nicht in das geschäftliche Detail der Streitfragen eingehen kann, einen Mittlerberuf kann sie doch vollbringen, indem sie die Streikenden dazu mahnt und führt, daß sie sich gegenseitig verstehen lernen. Hiermit erfüllt sie ihr eigentlichstes Amt im Sinne Christi.

Sollen wir aus den Erörterungen, die dem Vortrage folgten, einiges Charakteristische hervorheben, so erwähnen wir zunächst die Aeußerung des Schiffsbauherrn Sir Railton Dixon, der dafür eintretend, daß man dem Arbeiter wie dem Arbeitgeber freie Hand lassen müsse, behauptete, ein ehrlich durchgeführter Streik sei ein Verfahren, so englisch als irgend eines, und ein Weg zur Beseitigung vorliegender Streitigkeiten, so förderlich als irgend ein andrer. Nach seiner langjährigen Erfahrung lassen Schiedssprüche mehr Verstimmung und Unzufriedenheit zurück als die altmodischen Streiks. Ein Rev. Stubbs bemerkte, wenn J. Burns rühme, daß in zwölf Monaten tausend Streiks stattgefunden haben, von denen nur dreißig Prozent für die Arbeiter ungünstig ausgefallen seien, so sei es klar, daß die Ethik des (sozialdemokratischen) Neu-Unionismus ein sehr interessantes Studium zu werden verspreche. Das müsse man aber immer im Auge behalten, daß das Wesen des Unionismus Klassenloyalität und Hingabe an gemeinsame Interessen sei. Es könne darum auch nicht verurteilt werden, wenn man auf die black legs, die Arbeiter, die keinem Verein angehören, einen Druck ausübe, damit sie die individuelle Freiheit opfern. Der Schlüssel zur Lösung der meisten sozialen Nöte, von denen die großen Städte bedrängt würden, liege übrigens auf dem Lande. Es bedürfe einer gründlichen Revision des englischen

Landsystems, und das sei nur zu erreichen, wenn die landwirtschaftlichen Arbeiter durchweg organisirt und mit gelernten und „ungelernten" Arbeitern der Städte in Verbindung gebracht werden. In diesem Tone fuhr ein Modelleur, J. Naylor, fort und warnte die Kirche davor, die Nichtunionisten als Märtyrer zu behandeln; Pflicht der Kirche sei es, die Lehre vom Siege des Stärkern, vom Untergang des Schwachen als gottlos zu verdammen.

Wir brechen hier ab; das Bisherige dürfte schon genügen, um die Stimmung zu erkennen, die in großen Kreisen der englischen Kirche bezüglich der sozialen Frage herrscht. Nur ein paar Andeutungen noch, wie energisch die Männer des Kongresses auch außerhalb der offiziellen, programmmäßigen Versammlungen arbeiteten. Während der Woche wurden an verschiednen Arbeitsplätzen zwölf kurze Mittagsversammlungen gehalten unmittelbar für Arbeiter, je mit einer Ansprache, die nicht länger als zwanzig Minuten währte, über „Reinheit im Leben und Sprechen." Freitag nachmittag war eine überaus zahlreich besuchte Versammlung von Arbeiterfrauen. Am Sonntag, der der Kongreßwoche folgte, wurden nachmittags an zwei verschiedenen Stätten etwa 5000 Schulkinder versammelt; kurze Ansprachen, unterbrochen von lebhaften Gesängen, sollten den Kindern zum Bewußtsein bringen, „daß sie auch ihren Anteil haben am Kirchenkongreß, daß sie sich auch als Genossen der Kirche, als Glieder der Familie Gottes fühlen müssen." Abends wurden zwei Parallelversammlungen gehalten, an dem einen Orte mit 3000 jungen Männern, an dem andern mit 1600 Mädchen. Man mag das einen echt englischen Betrieb der Dinge nennen und darüber — schelten. Ob es aber nicht doch seinen besondern Wert hat, wenn ein Kongreß so direkt in die Volksmassen hineingreift, über deren Angelegenheiten er debattirt?

Was sagt nun die öffentliche Meinung zu dem Kongreß? Auf den Kanzeln und in den Zeitungen der Dissenter — und sie umfassen ja die halbe Nation — wurde der Kirche großes Lob gespendet: noch nie habe die Kirche eine größere Wirksamkeit entfaltet oder sich größere Anerkennung als geistige Kraft erworben, wie gegenwärtig; die Kongreßteilnehmer hätten ihren Standpunkt genommen, nicht als Partei- oder Kirchenleute, sondern als Männer. Die radikale Pall Mall Gazette meinte, der Klerus wolle seine alte Allianz mit dem Kapital aufgeben. Die weltkluge Times ist der Ansicht, dem Individualismus den Geist der brüderlichen Liebe einzuflößen, den Menschen daran zu erinnern, daß er ein soziales Wesen sei, nicht geschaffen „für die öde Freiheit des wilden Esels," das sei die einzige Annäherung an den Sozialismus, die man sich gestatten könne, ohne den zarten Organismus der modernen Gesellschaft zu gefährden. Man müsse übrigens anerkennen: wenn in den an sich interessanten und wertvollen Erörterungen bei dem Huller Kongreß auch ein Sauerteig wohlgemeinter Thorheit gewesen sei, so seien es nicht die geistlichen Mitglieder, die am meisten dazu beigetragen haben. Der konservative Spectator begrüßt mit Freuden den Entschluß der englischen Kirche, in allen sozialen Fragen ihre legitime Freiheit der Rede sich zu wahren. Es drohe jedoch eine Gefahr. Ein großer Teil der Geistlichen sympathisire berechtigterweise aufs tiefste mit den Armen, sei voll Eifers, ihren sittlichen Zustand zu heben, wisse aus täglicher Erfahrung, wie oft dieser Zustand beeinflußt werde durch ihre Armut, und sie werden nun ungeduldig über die gegenwärtige Verteilung des Besitzes. Manche gehen so weit, in der Armut nicht nur die größte Ursache des Leidens, sondern auch noch die Quelle alles moralischen Uebels zu sehen. Es liege die Gefahr nahe, daß man in lauter Mitgefühl die „strenge" Seite des Christentums übersehe den Arbeitern gegenüber, daß man den Unionismus entschuldige, auch wenn er die freie Arbeit hindre; daß man mit den Arbeitern sympathisire, auch wenn sie den Kontrakt brechen; niedre Löhne brandmarke, auch wenn sie gerecht seien; vor allem den Besitz mit dem Bann belege statt den Mißbrauch des Besitzes. Auch der Bischof von Durham räume zu viel dem Tone des Tages ein, der aus dem Altruismus, dem Bewußtsein der gegenseitigen sozialen Verpflichtung, nicht nur eine neue Religion mache, sondern sogar die Massen ausnehme von dem neuen Sittenkodex. Es wäre schlimm,

wenn die englische Kirche dahin käme, bloß zu Tische dienen zu wollen oder, modern ausgedrückt, die Aufgabe des Christentums erreicht zu sehen, wenn alle Leute sich komfortabel eingerichtet haben; auch die Gesellschaft lebe nicht vom Brot allein, noch weniger als der Mensch.

Gewiß liegen hier Gefahren vor; aber nicht mit Unrecht ist obigen Befürchtungen erwiedert worden, in vergangnen Tagen sei der Einfluß der Kirche so stark auf seiten der Rechte des Eigentums und der privilegirten Klassen gewesen, daß der Pendel notwendig eine gute Weile in entgegengesetzter Richtung schwingen müsse, bevor wir bei einem Aequilibrium anlangen.

C S

Die Antisklavereikonferenz in Brüssel

1. Vorgeschichte

Die Christliche Welt hat mehrmals der Antisklavereibewegung ihre Aufmerksamkeit zugewandt (vgl. 1888, S. 444 ff. 351 ff; 1889, 10 ff.). Auch über die in der Ueberschrift genannte Konferenz, die am 2. Juli ihre letzte Sitzung gehalten hat, wird daher ein, wenn gleich später, Bericht am Platze sein.

Ursprünglich war der Kongreß in andrer Form und für einen andern Ort geplant. Kardinal Lavigerie, dessen Verdienste um die Antisklavereibewegung der letzte der eben angeführten Artikel hervorhebt, hatte nämlich im Anfang des vorigen Jahres beabsichtigt, etwa auf den August einen internationalen Kongreß zur Bekämpfung der Sklaverei nach Luzern einzuberufen. Diesem Plan stand von Anfang an das schwerwiegende Bedenken entgegen, daß hierbei, wie in dem ganzen Vorgehen Lavigeries gegen die Sklaverei, eine unheilvolle Verquickung einer humanitären Bewegung mit ultramontanen und französisch-politischen Interessen zu befürchten war. Immer deutlicher zeigte sich der ausgesprochen römisch-politische Charakter der ganzen Unternehmung. Je näher die Zeit rückte, auf die der Luzerner Kongreß angesetzt war, desto mehr zogen sich alle, die nicht geradezu im ultramontanen Strom mitfahren wollten, von Lavigerie zurück. Die deutsche ostafrikanische Gesellschaft hatte, obgleich sie sich gemeldet, nicht einmal eine Einladung erhalten. Der Kardinal fürchtete das Uebergewicht der Deutschen, und da aus Frankreich nur eine geringe Beteiligung zu erwarten war, vereitelte er selbst das Zustandekommen des Luzerner Kongresses. Später erklärte er in einem Briefe an den König von Belgien, er habe seinen Kongreß aufgegeben aus Rücksicht auf die Brüsseler Konferenz, auf die einen vorzeitigen Druck auszuüben er sich nicht habe den Anschein geben wollen.

Wir können das Mißlingen des Lavigerieschen Planes nicht beklagen. Es ist gewiß erfreulich, daß die Erkenntnis in der Christenheit zu mächtig ist, ein Kreuzzug, eine Gewaltregel weltlicher Macht unter religiösem Namen und Gepräge sei nicht die rechte Form weder zur Ausbreitung christlicher Ideen, noch zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Jene hat durch die friedliche Verkündigung des Evangeliums, diese durch ein besonnenes Vorgehen der weltlichen Gewalten zu geschehen, und beide sind sorgfältig auseinanderzuhalten. Das sind freilich, wie die letzten Tage wieder gezeigt haben, Gedanken, die nicht bloß katholischen, sondern auch evangelischen Christen gegenüber immer wieder in Erinnerung und zur Geltung gebracht werden müssen.

2. Geschichte der Konferenz

Die Brüsseler Konferenz wurde am 18. November 1889 eröffnet. Sie darf als eine unmittelbare Folge und Frucht des Berliner Kongokongresses vom Jahre 1884/85 angesehen werden. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schrieb zur Begrüßung der Konferenz:

> Die Brüsseler Konferenz will mit dem Werk, welches sie beginnt, den in der Kongoakte enthaltenen Vereinbarungen praktische Bethätigung geben, indem sie den Unterzeichnern jenes internationalen Vertrages die gemäß Erklärung II der genannten Akte übernommene Verpflichtung in das Gedächtnis zurückruft. Diese Verpflichtung, welche allen in Afrika Souveränitätsrechte oder einen Einfluß ausübenden Staaten auferlegt ist, bezieht sich bekanntlich auf das Obligo der Vertragsmächte, den Sklavenhandel mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen und diejenigen, die ihm obliegen, zu bestrafen.

Vertreten waren im ganzen siebzehn Staaten mit achtunddreißig Delegirten, darunter sämtliche vierzehn Staaten, die im Jahre 1885 die Kongoakte unterzeichnet hatten. Der Papst hatte sich vergeblich bemüht, für den Vatikan Sitz und Stimme auf der Konferenz zu erlangen. Von besondrer Bedeutung war, wie auch Graf Bismarck in der Reichstagssitzung vom 28. November 1889 hervorgehoben hat, die Thatsache, daß auch die Türkei, Persien und Sansibar Abgesandte schickten. Der Sultan von Sansibar hatte kurz vorher jenes Dekret erlassen, wodurch die Freilassung aller Sklaven verfügt wurde, die nach dem 1. November auf das Festland oder auf die Inseln des Sultanats eingeführt würden. Die Türkei und Persien aber erklärten sich schon durch ihre Teilnahme an der Konferenz bereit, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihre Länder — bisher die Hauptabsatzgebiete für die ostafrikanischen Sklaven — künftig diesem Handel verschlossen würden. Die Konferenz hat auch in der That die Zustimmung und das Versprechen der Mithilfe beider Mächte zu energischen, bedeutungsvollen Beschlüssen in dieser Richtung erlangt.

Es würde zu weit führen, wollten wir den Gang und die Beratungen der Konferenz eingehender darstellen. Man hoffte anfangs in wenigen Wochen fertig zu werden. Aber in merkwürdigem Gegensatz zu der Berliner Arbeiterschutzkonferenz, die, kaum eröffnet, schon wieder auseinanderging, zogen sich die Verhandlungen von Monat zu Monat hin. Einen der wichtigsten und zugleich schwierigsten Beratungsgegenstände bildete die Branntweinfrage. Sklavenhandel und Branntweineinfuhr in Afrika stehen notwendig und thatsächlich im engsten Zusammenhang miteinander. Der Branntwein wirkt entsittlichend auf die Eingebornen und macht sie an Leib und Seele unfähig zur Arbeit; statt durch ehrlichen Erwerb ihren Lebensunterhalt zu suchen, wenden sie sich dann dem mühelosen Sklavenhandel zu, teils in eignen Unternehmungen, teils als Gehilfen der arabischen Sklavenjäger und -Händler. Neben verschiednen Deputationen aus Missionskreisen hat sich auch der Ausschuß des deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke deshalb in einer besondern Eingabe an die Konferenz gewandt und Vorschläge für die Behandlung der Branntweinfrage gemacht. Die Haltung der deutschen Regierung, deren Vertreter die Eingangszölle möglichst niederhalten wollten, konnte uns bei dieser Frage nicht befriedigen. Wir mußten dabei wieder an jene Reichstagssitzung vom 14. Mai vorigen Jahres denken; bei der Beratung über den Antrag Stöckers betreffend den Branntweinhandel in den deutschen Kolonien, that damals der Abgeordnete Wörmann — auf Grund von Aeußerungen der Vertreter der deutschen Regierung in Togo und Kamerun, wie er sagte — die wahrhaft klassische Aeußerung: von Mißständen infolge von Branntweineinfuhr in Afrika sei nichts bekannt! Was schließlich in der Brüsseler Konferenz als Ergebnis der langwierigen Verhandlungen über diesen Punkt festgestellt worden ist, läßt aber doch eine günstige Wirkung hoffen. Es ist das folgende:

> In denjenigen Gebieten innerhalb der vom 20. Grade nördlicher und vom 22. Grade südlicher Breite, sowie vom Atlantischen und Indischen Ozean begrenzten Zone, deren Bewohner sich bisher, sei es aus religiösen oder andern Gründen, des Schnapsgenusses enthielten, wird die Einfuhr und Herstellung von Alkohol fernerhin gänzlich verboten sein; in allen übrigen Gebietsteilen dieser Zone wird ein Eingangszoll von 15 Franks vom Hektoliter 5 prozentigen Alkohols erhoben werden; der im Lande selbst fabrizirte Alkohol wird mit einer dementsprechenden Accissteuer belegt. Diese Maßregel gilt für die Dauer von drei Jahren, nach deren Ablauf der Zoll für weitre drei Jahre auf 25 Franks erhöht werden kann.

In letzter Stunde drohte die Konferenz noch zu scheitern an der Haltung Hollands in der Frage der Einfuhrzölle im Kongogebiet. Holland hat freilich bei seinem schwungvollen Handel nach Mittelafrika ein sehr großes Interesse daran, solche Zölle fernzuhalten. Der Kongostaat anderseits, der in Erfüllung seiner zivilisatorischen Aufgaben bedeutende Aufwendungen, zunächst wenigstens ohne die entsprechenden Erträgnisse, zu machen hat, kann auf die Einnahme aus den Zöllen nicht wohl verzichten. Aber im höchsten Grade bedauerlich wäre es doch gewesen, wenn dadurch schließlich alle Konferenzbeschlüsse hinfällig geworden wären. Die Konferenz beschloß, um wenigstens mit einem provisorischen Ergebnis aus-

einander zu gehen, die eigentliche Generalakte, welche die Sklavenfrage selbst behandelt, von der Erklärung über die Kongozölle ganz zu trennen. Am 28. Juni fand die letzte beratende Sitzung statt. Am 2. Juli wurde die Generalakte und die Erklärung wegen der Zölle von den Delegirten aller Staaten mit Ausnahme Hollands unterzeichnet und für dieses ein sechsmonatlicher Termin zur Unterzeichnung offen gehalten. Dieser läuft Anfang Januar 1891 ab. Holland selbst hat bisher keine längere Frist beantragt. Indessen hofft man wie die Zeitungen gemeldet haben, noch immer auf einen Ausgleich über die Höhe der Einfuhrzölle im Kongostaate.

3. Bedeutung der Konferenz

Was nun auch der endliche Ausgang dieser Angelegenheit und damit aller der langwierigen Verhandlungen sein möge, die Bedeutung der Konferenz ist auch jetzt schon, noch ehe ihre Beschlüsse in That und Leben übergehen können, nicht gering anzuschlagen. In würdiger Weise hat dies Graf Bismarck in der schon erwähnten Sitzung vom 28. November 1889 hervorgehoben mit den Worten:

Es ist ein wirklich großes und erhebendes Werk, daß es gelungen ist, so viele Staaten unter einen Hut zu bringen und zu vermögen, von ihren prinzipiellen Bedenken abzusehen und sich zu versammeln zur friedlichen und freundschaftlichen Beratung über edle humanitäre Zwecke. Es ist das um so höher anzurechnen, wenn man bedenkt, daß seit dem Jahre 1841, wo unter der Führung der englischen Regierung die ersten Angriffspunkte genommen wurden, um den Sklavenhandel zur See zu zerstören, in internationaler Weise nichts gegen den Sklavenhandel und die Sklavenjagden hat geschehen können. — Die Brüsseler Konferenz wird sehr viel Material beibringen. Die Beratungen werden natürlich nicht in sehr schnellem Tempo gehen; aber ich hoffe, daß sie dazu kommen wird, bindende Abmachungen zu treffen und eine Art internationales Menschenrecht, soweit die Schwarzen in Betracht kommen, zu kodifiziren.

Es ist bedeutungsvoll, daß hier nun doch, nicht in kirchlicher Form und unter kirchlicher Leitung, sondern von seiten politischer Mächte aus etwas erreicht worden ist, woran evangelische und katholische Christen gleicherweise sich erfreuen können. Daß die Türkei, Persien, Sansibar mit christlichen Staaten gemeinsam beraten über Bekämpfung des Sklavenhandels — diese Thatsache allein schon ist ein Sieg christlichen Geistes, christlicher Weltanschauung und Menschenliebe über Heidentum und Islam, so bedeutungsvoll als die Siege Wißmanns über die arabischen Sklavenjäger. Aber vergessen wollen wir nicht, daß auch die besten und kräftigsten Mittel weltlicher Gewalt nur dann ein wirklicher Segen für den Schauplatz der Greuel der Sklavenjagden und des Sklavenhandels sein werden, wenn mit diesen politischen Maßregeln die Thätigkeit der christlichen Mission Hand in Hand geht. Es war kein glücklich gewählter Ausdruck, den der Reichskanzler in der Sitzung vom 12. Mai d. J. gebraucht hat: Die Flinte und die Bibel müssen mit einander wirken. Er ruft fast notwendig die von uns nicht genug zu bekämpfenden Vorstellungen jener falschen Vermischung von Politik und Mission hervor. Aber in der Sache hat jenes Wort doch recht, trotz allem Höhnen derer, die das Evangelium nicht kennen und die Mission nicht verstehen, die in unbegreiflicher Unwissenheit und blindem Haß gegen das Christentum immer noch von einer Kulturmission des Islams in Afrika träumen.*) Die Mission würde auch ohne die Hilfe des Staates in Afrika weiterarbeiten. Aber ohne seine machtvoll eingreifende Hand ist ein ruhiges, konsequentes Wirken der Mission unter den von den Sklavenhändlern herbeigeführten schauerlichen Zuständen der Unsicherheit und Gewaltthat unmöglich. Anderseits jedoch wird die politische Gewalt nichts weiter thun können als den Boden einzäunen und vom gröbsten Unkraut befreien; die eigentliche Aussaat zu künftiger Ernte ist Sache der Mission. Möchte doch das deutsche evangelische Volk den immer wieder und immer dringender aus Afrika zu uns herübertönenden Ruf sich zu Herzen gehen lassen: Komm herüber und hilf uns! F-E

*) Vergl. dagegen z. B. Christliche Welt 1888, 444 ff.

„Sodoms Ende“

Das Stück ist von der Kritik besprochen und abgethan worden. Da nun ein vernichtendes Urteil nicht gut überboten werden kann, scheint es vielleicht überflüssig, hier einen nachträglichen Stoß zu führen. Aber Sudermann ragt über das Durchschnittsmaß der heutigen Dichter empor. Ihm ist es in kurzer Zeit gelungen, ein solches Ansehen zu erzwingen, daß man ihn wohl zu jenen Schriftstellern rechnen kann, aus deren Straucheln und Fall sich lernen läßt.

Die Fabel der Tragödie anzudeuten ist leider unumgänglich — wer sie schon kennt, wird gewiß den Absatz gern überschlagen —: Ein junger Maler, von dessen herrlichen Anlagen wir sehr viel hören und gar nichts sehen, ist in die Netze einer schönen und schlechten Frau geraten, die verheiratet ist, das versteht sich. Er muß es selbst am besten wissen, daß sie die Schuld trägt, wenn er heruntergekommen ist. Sein bißchen Gesundheit ist dahin, seine große Schaffenskraft gebrochen, und in ihm seufzt die Sehnsucht nach Erlösung aus einer qualvollen und unnatürlichen Lage. Seine Mitschuldige wird die eintretende Ernüchterung gewahr und beschließt, ihn mit ihrer Nichte zu verheiraten, damit aus dem Liebesverhältnis eine schmutzigere Freundschaft werde. Wohl fühlt der Held, daß er im Begriff steht, noch um einige Klafter tiefer zu sinken; doch hat er nicht das Herz, ein entschiedenes Nein zu sagen. Während aber die Vorbereitungen zu dem Verlöbnis mit dem Salonfräulein getroffen werden, keimt in ihm der verrückte Gedanke auf, er könnte in den Armen kindlicher Reinheit volle Genesung finden. Und so geschieht es, daß er ein unschuldiges Mädchen, das kaum zur Jungfrau erblüht ist, verführt. Die Unglückliche stürzt sich nach dem Fehltritt in das Wasser; er dagegen wirbt um die ihm zugedachte Braut und hat eben gewonnen, als ihm die Leiche seines Opfers, noch durchnäßt von den Fluten des Kanals, in die Wohnung getragen wird. Da schüttelt den Urheber des Unheils ein fürchterlicher Gewissenskrampf, und ein jäher Blutsturz macht seinem Dasein ein Ende.

Daß ein solcher Stoff nicht die Empfindungen zu wecken vermag, die ein erträgliches Drama sonst erregt, ist sonnenklar. Kein Mitleid kommt auf, weil Teilnahme für einen Waschlappen unmöglich ist. Keine Furcht für uns selbst, da sogar der Bescheidenste sich erhaben fühlt über das Zerrbild eines Mannes, das dort auf der Bühne zappelt. Also auch keine Rührung! keine mit Schmerz gemischte Bewunderung, keine bange Begeisterung! nicht einmal armselige Genugthuung — das lohnt sich doch nicht! Wie roh und verletzend es klingt, man muß bekennen: das herrschende Gefühl ist jenem sehr ähnlich, das der Zeuge einer Hinrichtung verspüren mag, wenn der Verbrecher sich in der Todespein windet.

Vielleicht aber ist gerade dies Ergebnis bezweckt! Vielleicht soll ein warnendes Beispiel aufgestellt werden und verlangt das Stück, das besondern Schlages ist, seinen eignen Maßstab. Wird uns doch Sudermann als ein Dichter gepriesen, der zugleich Sittenprediger ist, der seinem Geschlechte den Spiegel vorhält, mit der Fackel auf die brandigen Stellen leuchtet und so auf Besserung hinwirkt.

Ja, wenn nur zu der Botschaft, die wir hören, sich auch der Glaube finden wollte! Dem steht leider gar so viel im Wege. Vor allem durfte, wofern im Ernst ein moralischer Erfolg beabsichtigt war, nicht eine Lasterhaftigkeit zum Vorwurf genommen werden, die unwahrscheinlich oder mindestens ungesund und widernatürlich ist und eher dem Urteil des Arztes als dem des Richters unterliegt. Man heilt keinen Fallsüchtigen, indem man ihn zum Beobachter epileptischer Krämpfe macht, keinen Kranken durch den Anblick seiner Leidensgenossen. Giebt es übrigens wirklich Gesellschaftskreise, die in dem Grade verseucht sind, wie in „Sodoms Ende“ behauptet wird, so gehört zum Inventar ihrer Gefühle auch schon das nervenkitzelnde Schwelgen im Bewußtsein der nahen Katastrophe: Après nous le déluge! Ein Hinweis auf die drohende Gefahr ist da gar nichts nütze. Im Gegenteil.

Doch ganz abgesehen davon, daß dem Dichter bisweilen die

Stimme überschlägt, weil er sie zu sehr anstrengt, weil er übertreibt, bleibt wohl zu erwägen, ob das Schauspiel an und für sich Gutes zu stiften vermag, indem es sich begnügt, die Sünde zu geißeln. Daß solches die segensreiche Aufgabe der Satire sei, ist unbestritten: noch keiner hat Juvenal oder Sebastian Brant einen Sittenverderber gescholten. Das Drama aber muß, kraft seiner Eigenart, was es darstellt, anschaulich machen, je mehr, je besser: und herrscht denn nun auch darüber Einstimmigkeit, daß die lebendige Schilderung, die drastische Vergegenwärtigung jeglicher menschlichen Verirrung unschädlich ist, wenn nur an die Schuld die Sühne sich knüpft? Vielleicht sind ja Einzelne gegen den verderblichen Einfluß gefeit, gewiß nicht die meisten, nicht alle. Was würden wir zu der Pädagogik eines Vaters sagen, der sich als Muster eines Erziehers rühmt, weil er in das Zimmer seiner Kinder einen erklärten Taugenichts gesperrt hat, der täglich vor deren Augen seine Streiche verübt, um dafür abends eine demonstrative Tracht Prügel zu erhalten? Die Spartaner führten wenigstens ihrer Jugend, um sie vor dem Weine zu bewahren, nicht die sich Betrinkenden, sondern die Trunkenen vor, und selbst das wird nicht jeder billigen. Man verschone uns doch endlich mit einer Litteratur, die unter dem abgegriffenen Vorwande, eindringliche Moralpredigten zu bieten, allen erdenklichen Unflat auf die Bühne bringt!

Ein Einwand könnte geltend gemacht werden: „Die Ehre“ ist doch ein Stück, dessen ernster Inhalt, dessen ethischer Wert bereitwillige Anerkennung verdient. Das soll auch gar nicht geleugnet werden. Das liegt vielmehr auf der flachen Hand: die wirklichen Träger der Handlung, die „Helden“ in dem Drama sind eben brave Leute, Menschen, für die Teilnahme, selbst Begeisterung möglich ist. Von ihnen geht ein erfrischender Odem aus; mitten in der Nacht weisen sie hin auf ein freundliches Morgenrot. Und das Gesindel, das neben ihnen auftritt, dient lediglich dazu, die Schatten zu diesen Lichtbildern zu liefern. Schon möglich, daß dem Dichter die dunkeln Figuren besonders gut geglückt sind, da er ihnen durch einen Anstrich mit brennenden Lokalfarben den Schein des Lebens verliehen hat. Was verschlägts? Dadurch macht er auch die Idealgestalten annehmbarer, wahrscheinlicher. Und hierfür — die Erfahrung beweist es — ist das glaubensschwache, nach Krücken verlangende Geschlecht der Gegenwart dankbarer, als der oberflächliche Beschauer ahnt und zugestehen will.

Ueberhaupt wäre es Narrheit, Sudermanns gewaltiges Talent plötzlich leugnen zu wollen. Seine fruchtbare Phantasie verfügt über die Kraft, Menschen von Fleisch und Blut zu bilden. Die ostpreußischen Landleute, die er in einzelnen Erzählungen schildert, tragen einen gewissen Erdgeruch an sich, der bloß selten mit dem faden Parfüm kosmopolitischer Berliner Salons versetzt ist: man merkt es, der Dichter wurzelt im Volke. Darum beschränkt er sich auch nicht darauf, die Ereignisse einfach sich auseinander entwickeln zu lassen. Sogar in seinen Romanen stellt er sie unter ein metaphysisches, ein sittliches Gesetz, das sie verknüpft und bestimmt. Dies, mehr als manches andre, ist es, was ihn zum Dramatiker stempelt. Dies ists, was er mit Aeschylus und Sophokles, mit Shakespeare und Schiller gemein hat. Dies wirbt ihm auch den Beifall der Masse. Denn mit Recht ist gesagt worden, daß deren unbefangener Sinn in den Gestaltungen des Bühnendichters einen auf geringeren Maßstab zurückgeführten Abriß des Weltganzen, ein Bild der großen Zusammenhänge in der Schöpfung sucht.

Fragt man nun, welches die Lebensansicht sei, die sich in Sudermanns Werken spiegelt, so ergiebt sich, daß es noch immer die tausendfach verkündete Auffassung der Alten ist: Alle Schuld rächt sich auf Erden. Ergreifend ist ihre Wiedergabe in der vortrefflichen Novelle „Der Wunsch.“ Nicht immer freilich entfaltet sich der Gedanke zu voller Klarheit; bisweilen — so in „Frau Sorge“ — fließen Elemente des Schopenhauerschen Pessimismus ein. Diese Unsicherheit begründet jedoch keinen Vorwurf. Sie ist nur das unvermeidliche Zeichen dafür, daß wir mit der antiken Vorstellung schlechterdings nicht mehr auskommen können.

Die dramatische Poesie muß auf die Volksseele gestimmt sein. Und so lange wird der Schrei nach einem volkstümlichen Schauspiel nicht verstummen, als sich die Dichter nicht entschlossen haben, unsrer Weltanschauung ernstlich Rücksicht zu tragen. Und die ist nun einmal, stärker oder schwächer ausgebildet, bewußt oder unbewußt, eine christliche, keine heidnische noch jüdische. Die Schicksalstragödie mag den Hörer von heute beugen und zerschmettern. Die Veranschaulichung von der alttestamentlichen Idee der vergeltenden Gerechtigkeit mag erheben, indem sie zermalmt. Unsre ganze Seele erzittern, aufjubeln und in das lauteste, dankbarste Echo ausklingen lassen wird nur, wer uns im Uebel nicht bloß die sühnende und tötende Strafe aufweist, sondern ein Mittel der Läuterung und göttlichen Erziehung, der uns in den Wirrnissen des Daseins die leitende Hand der ewigen Liebe, hinter der Dunkelheit das Licht, im sinnlosen Kampf und Getümmel den Sieg und die Ueberwindung zeigt. Es ist kein Zufall, daß unter Schillers Stücken keines so wahrhaft populär geworden ist — man höre nur die Eingeweihten an! — wie die „Jungfrau von Orleans“ mit dem Triumphruf zum Schluß: Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude! Es ist nicht ohne Grund, daß im letzten Akt des „Egmont“ der Held noch in der Verklärung erscheint; daß die Gretchentragödie zu dem Wort: Sie ist gerichtet! das andre fügt: ist gerettet!; daß an den ersten Teil des „Faust“ der zweite sich reiht. Hier sind Ansätze, die der Vollendung harren, Linien, die weitergezogen sein wollen.

Zum Schlusse noch ein Wort über die Zensur, die sich gegen „Sodoms Ende“ gewendet hat. In der Theorie läßt sich ja wider eine Einmischung der Obrigkeit nicht viel erinnern. Kein geringerer als Lessing, der schwerlich reaktionärer Gesinnung verdächtig sein wird, hat die Sätze geschrieben: „Der Endzweck der Künste ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhangen, welche Art von Vergnügen und in welchem Maße er jede Art desselben verstatten will.“*) Und unser sozialistisches Geschlecht, das dem Staate nicht bloß die Erziehung und Leitung der Kinder, sondern aller zuzuweisen geneigt ist, hätte am wenigsten ein Recht, zu murren. Aber wenn es sich nicht überhaupt um eine Utopie handelt, wäre jedenfalls eine wohlerwogene, durchgreifende Organisation der Aufsicht von nöten. Wie die Dinge jetzt liegen, gereicht ein einzelnes Verbot nur zu einer — Verzeihung für den fremden Ausdruck — ἀφορμὴ**) für das Schlechte.

E W M

Ein zeitgemäßer Unterricht, das Christentum kennen und verstehen zu lernen

Jüngst habe ich dem Verfasser der „Ernsten Gedanken“, dem Oberstlieutenant von Egidy, in diesen Spalten einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich nicht genug um die Kenntnis und das Verständnis des Christentums bekümmert habe, ehe er seine Reformgedanken darüber niederschrieb.***) Ein lieber Freund dieses Blattes hat diesen Vorwurf in der Form,

---

*) Laokoon, § 2. Der Gedanke wird weiter und in ganz unzweideutiger Weise ausgeführt.

**) Handhabe. Röm. 7, 11.

***) Es ist immer mißlich, sich über eine Schrift zu äußern, die man nicht gelesen hat. Das wußte ich auch, als ich meine Anmerkung in Nr. 47, Sp. 1096 schrieb, glaubte aber die darin enthaltene allgemeine Betrachtung nicht zurückhalten zu dürfen. Ich nehme heute, wo ich die „Ernsten Gedanken“ kenne, kein Wort von dem dort Gesagten zurück, wie auch der betreffende Artikel unsers Herrn Mitarbeiters mir durchaus Richtiges auszusprechen scheint. Aber eins allerdings bedaure ich. Wir sind in Nr. 47 dem Herrn von Egidy doch nicht gerecht geworden. Positiv lerner kann man ja aus der Schrift wenig oder nichts, denn wenn die einfache Negation, daß Christus nicht Gott, sondern bloßer Mensch sei, imstande wäre, die wahre Eine christliche Kirche aufzurichten, hätten wir sie längst; so schnell kommen wir um die Christusfrage beim besten Willen nicht herum. Aber lernen kann man aus der Schrift, wie es in den Köpfen vieler Gebildeten unter uns, und nicht der schlechtesten, aussieht; lernen kann man, wie mangelhaft unser kirchlicher Unterricht doch sein muß, wenn er einem reinen und frommen Suchen so wenig bietet; lernen kann die Kirche, daß es den in dem Büchlein aufgeworfenen Gedanken viel ernstlicher zu Leibe gehen muß, als sie bisher gethan hat. Gerade unser Blatt hat die Pflicht, sich mit der Schrift eingehend zu beschäftigen. Es wird im neuen Jahre unser Erstes sein, darauf zurückzukommen.

R

wie ich ihn erhob, für unberechtigt erklärt. Das Verständnis, das die gegenwärtige Theologie vom Christentum habe, das, meint er, könne dem Laien nur durch die Vermittlung des geistlichen Amtes, durch Predigt, Unterricht, Seelsorge u. s. w. zu gute kommen. Es sei also die Schuld der Pastoren und ihrer nicht zeitgemäß genug gestalteten Evangeliumsverkündigung, wenn ein Laie von dem Gewissensernst und dem Wahrheitsdrange des Herrn von Egidy in der Kirche, der er angehört, ein größeres Maß von Aufschluß über das Wesen des Christentums nicht gefunden habe.

Ich kann diesen Vorwurf gegen den Verfasser der „Ernsten Gedanken" nicht zurücknehmen, obwohl ich inzwischen, wie unten ausgesprochen, ein günstigeres Urteil über seine Schrift gewonnen habe. Denn wenn einer über solche Fragen schreibt, hat er allerdings die Pflicht, an der Arbeit der Fachgelehrten, und das sind in diesem Falle die Theologen, nicht selbstgenügsam vorüberzugehen. Es sind Bücher und Schriften vorhanden, aus denen ein Laie von der Entschlossenheit und Fassungskraft des Herrn von Egidy für sein Wissen, Nachdenken und Urteilen Gewinn ziehen kann. Er verwirft unsre Kirchen, unsre Kirchenlehre, unsre kirchliche Wissenschaft: die Sachen, über die er so den Stab brach, so gründlich als möglich erst kennen zu lernen, war seine Schuldigkeit.

Aber darin hat unser Freund recht, und darin ist auch Herr von Egidy einigermaßen gerechtfertigt: mit der Arbeit der Theologie an dem Verständnis des Christentums und an der Bewältigung der modernen Welt von Fragen durch die christliche Erkenntnis, wie sie auf dem Katheder und in gelehrten Büchern getrieben worden ist, hat die Fruchtbarmachung dieser Arbeit durch Predigt, Unterricht, gemeinverständliche Vorträge und Schriften, hat die Evangeliumsverkündigung in der Gemeinde, seis durch den Pastor, seis durch den Professor, nicht gleichen Schritt gehalten. So begreiflich das ist, so muß mit diesem Versäumnis doch endlich gebrochen werden, wenn es nicht zur Schuld werden soll.

Ich freue mich, allen suchenden, nach einem wirklichen Wissen und Erkennen vom Christentum verlangenden Gebildeten in der Gemeinde ein Buch empfehlen zu können, das, ich darf es sagen, wie keines seiner Vorgänger mit glücklichem festen Griff die eben geschilderte Aufgabe angefaßt hat. Es will zunächst den Lehrern an höhern Schulen dienen, behält aber das Bedürfnis des gebildeten Nichttheologen, auch des nicht Lateinkundigen, daneben beständig mit im Auge. Den ersten Zweck des Buches merkt man im Grunde nur in seiner äußern Anlage und Form von Kapiteln, Paragraphen und Anmerkungen, die natürlich der systematischen Vollständigkeit dient.

Es ist der Unterricht im Christentum, den Professor Lic. Wilhelm Bornemann, geistlicher Inspektor vom Kloster Unsrer Lieben Frauen zu Magdeburg, d. i. Leiter des Kandidatenseminars daselbst und Religionslehrer am gleichnamigen Gymnasium, soeben herausgegeben hat (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1891. 301 S.; 4 Mark). Der Umstand, daß der Verfasser einer der vier Mitbegründer dieses Blattes und mein persönlicher Freund ist, würde mir die Empfehlung seines Buches verbieten, wenn ich nicht durch die Tüchtigkeit der Leistung, die vor der Kritik der Fachgenossen und Leser, sie mögen nun mit dem Inhalt im einzelnen einverstanden sein oder nicht, bestehen wird, aller Bedenken überhoben würde. Ich betrachte dieses Buch geradezu als einen Bundesgenossen der Christlichen Welt, als Geist von ihrem Geist, und darum gerade die Leser und Freunde unsers Blattes als solche, deren Bedürfnis es entgegenkommt und deren Dank es sich erwerben wird.

Ich verzichte aber angesichts der Raumnot, an der wir zur Neige des Jahres doppelt leiden, heute auf jede weitere allgemeine Würdigung des Buches und schreibe nur, damit es sich selbst charakterisiren möge, einige zwanglos herausgegriffene Stellen hierunter aus. Unsre Leser werden daraus selbst merken, ob und wem sie es auf den Weihnachtstisch legen sollen.

Was nützt unserm Geschlecht für die gegenwärtigen und die kommenden Tage ein Unterricht im Christentum, wenn aus irgendwelchen Rücksichten diejenigen Probleme religiöser und sittlicher Art, welche unsre Zeit bewegen, peinlich gemieden und für ihre Behandlung die entscheidenden Gesichtspunkte des Evangeliums nicht fest und sicher aufgewiesen werden? Oder sollen wir Evangelischen immer dazu verurteilt sein, ein Menschenalter zu spät zu kommen? Schon ist durch dieses Verfahren ein unermeßlicher Schaden angerichtet: die Stimmung der Gebildeten in unserm deutschen Volke und ihre keineswegs immer selbstverschuldete Unklarheit in religiösen und kirchlichen Dingen beweist es. . . .

Mir scheint es ein ganz sinnloses und schädliches Verfahren, die jungen Leute auf der Oberstufe unsrer höhern Schulen systematisch fernzuhalten von denjenigen Fragen, welche die Gegenwart bewegen und welche unmittelbar nach dem Abgang von der Schule, auf der Universität oder in jedem andern Beruf, doch in ihrer ganzen Kraft und Schärfe auf sie eindringen. Oder was ist vorzuziehen: daß unsre Jugend, in solchen Fragen gänzlich unvorbereitet, dem Zufall, der geistigen Trägheit oder dem Gefühl des eignen Unvermögens überlassen wird und deshalb vielfach das Interesse an religiösen und kirchlichen Dingen verliert, oder daß sie — selbstverständlich in sachgemäßer, ernster und dem Geiste des Evangeliums entsprechender Weise — auf die großen Probleme des modernen Lebens schon auf der Schule hingewiesen und auf die rechten, entscheidenden, christlichen Kräfte und Gesichtspunkte aufmerksam gemacht wird? Was ist gefährlicher: wenn der vor Gott und vorgesetzten Behörden verantwortliche Religionslehrer, wenn auch vielleicht in etwas einseitiger und unvollkommener Weise, im Zusammenhang der ganzen christlichen Lehre seine herangereiften Schüler mit sichrer Hand einführt in die modernen Geisteskämpfe, oder wenn die in kindlicher Unbefangenheit und Unwissenheit erhaltene Jugend, von der Schule frei geworden, plötzlich, wie es der Zufall mit sich bringt, in allen diesen Fragen ganz beliebigen geistigen Führern und Verführern folgt und zu ihrer Beschämung inne wird, daß man sie thatsächlich unreif in das Leben hat hinausgehen lassen? Jeder, der unsre akademische Jugend wirklich kennt, kann hiervon ein trauriges Lied singen. Und doch ist unsre Jugend an sich nicht schlechter und nicht unfähiger zu ernster, geistiger Arbeit und rechter Begeisterung, als die Jugend früherer Geschlechter. Aber immer dringender wird die Frage, ob die Art, wie man ihr das Christentum nahezubringen pflegt, unter den gegenwärtigen Verhältnissen genügend und sachgemäß ist. (Vorwort S. 6 und 10 f.)

* * *

Die vorliegende Darstellung richtet sich nach dem Grundsatz, daß in allem was unser Heil angeht, der geschichtliche Jesus Christus allein unsere Autorität, unser Grund und unser Bürge ist. Sie beschränkt sich deshalb nicht darauf, von Jesu in einem Abschnitt über Person und Werk Jesu Christi zu handeln und etwa nebenher hier und da einzelne Worte Jesu als Belege, Winke und Entscheidungen anzuführen. Vielmehr ist kein einziger Abschnitt ausgeführt ohne die gewissenhafte Frage: wie hat Jesus in seinen Reden, in seinem Schweigen und seinem Handeln sich dazu gestellt? welches Licht fällt von seiner ganzen Person auf dieses oder jenes Problem? — An zweiter Stelle sind dann die Anschauungen der ältesten Christenheit, wie sie im Neuen Testamente uns vorliegen, überall herangezogen und berücksichtigt. Auf Grund der so gewonnenen sicheren Führung ist jegliche Frage behandelt, unbekümmert darum, ob Theologen früherer Jahrhunderte oder unserer Tage gegen die Darstellung Einspruch erheben oder nicht. Dagegen ist nicht versäumt worden, die grundsätzliche Uebereinstimmung der vorliegenden Darstellung mit der Reformation überall nachzuweisen. (Vorwort S. 8.)

* * *

Lebendiger Glaube hat es sich zu keiner Zeit nehmen lassen, das was ihm im Herzen wertvoll und heiligster Besitz war, auf seine Weise und in der Sprache und mit den Begriffen seiner Zeit frei, lebendig und mannigfaltig auszudrücken, darzustellen und zum Verständnis zu bringen. So ist auch das Verständnis der Person Jesu Christi nicht auf einzelne, bestimmte Vorstellungen und auf die Darstellungsmittel vergangener Zeiten beschränkt. Es giebt vielmehr nichts Wertvolles in Welt und Weltgeschichte, an Personen und Dingen, in Gedanken und Thaten, was nicht dem Glauben, dem alles gehört (1. Kor. 3, 22), direkt oder indirekt ein Beitrag für die Erkenntnis Jesu Christi werden könnte. . . .

Um von der Fülle des biblischen Materials nur einen annähernden Begriff zu geben, seien hier nur kurz diejenigen Bilder, Vergleiche und Bezeichnungen zusammengestellt, welche unmittelbar oder mittelbar von Jesus und den neutestamentlichen Schriftstellern gebraucht sind, um die Person und das Werk Jesu deutlich zu machen und darzustellen. Es sind folgende: König, Herr, Sklave, Erstgeborener, eingeborener Sohn, Hausvater, Freund, Bruder, Bräutigam, Gatte, Arzt, Küfer, Schneider, Hirte, Schnitter, Säemann, Lehrer, Führer, Fuhrmann, Ackersmann, Prophet, Baumeister, Hausherr, Meister, Bürge, Befreier, Sieger, Königssohn, Dieb, Reisender, Diener, Richter, Armer, Reicher, Hungriger, Gefangener, Durstiger, Kranker, Schriftgelehrter, Täufling, Held, Herdenbesitzer, Gesandter, Fürst, Fürst der Könige, Erbe, Anwalt, Briefschreiber, Gesetzgeber, Friedensstifter, Freudenspender, Bahnbrecher, Einwohner, Feldherr, Bischof, Vermittler, Herzog, Vorgänger, Anfänger und Vollender, Zeuge, Freikäufer von Schuld und Schuldhaft, Brandstifter; Henne, Lamm, Fuchs, Vogel, Löwe; Licht, Blitz, Brief, Brot, Speise und Trank, Thür, Weizenkorn, Weg, Weinstock, Haupt, Gewand, Baugrund, Eckstein, Erstling, Geruch, Bild, Vorbild, Leben, Abglanz, Morgenstern, die militärische Subordination, die frühern Generationen; — Immanuel, Gottessohn, Menschensohn, Davidssohn, Tempel, Sabbat, Gottesknecht, Jonas, Salomo, Elias, Moses, Johannes der

Täufer, David, Bethel, die eherne Schlange, Manna, Abraham, der Deckel der Bundeslade, Adam, Passahlamm, Bundesopfer, Versöhnungsopfer, der Fels, Sündopfer, Abrahams Same, neuer Gesetzgeber, die Propheten, die Engel, Hoherpriester, Aaron, Melchisedek, Gesetz, Bund, Stiftshütte und ihr Kultus, Wurzel Jesse; — Geburt, aus dem Geist und der Jungfrau, Retter von Sünden, der Erfüller *κύριος**), die Weisheit, der Herr über alles, Himmel und Erde, der Gerechte, der Allgegenwärtige, *λόγος*, der Geisterfüllte, der vom Vater Versiegelte, das Leben, die Auferstehung, die Wahrheit, Herr und Gott, Fürst des Lebens, der Heilige und Gerechte, der *καταλλάσσων*, alle Mächte der Welt, des Gesetzes Ende, Diener der Beschneidung, göttliche Kraft und göttliche Weisheit, der Schöpfungsmittler, der Leib Gottes, die Erfüllung der Verheißungen, der Geist, die göttliche *δόξα*, das Ebenbild Gottes, Gott in Christo, *ἱλασμός*, das innere Leben der Gläubigen, der Fluch, das Urbild des wahren Menschen, die *ἀνακεφαλαίωσις*, das Prinzip der Neuschöpfung, der Frieden, der Ehemann der Gemeinde, die Präexistenz, die Erniedrigung, die Erhöhung, der Erstgeborene der Kreaturen, das *πλήρωμα*, alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis, die Philosophie, Gottesgabe, die Fülle der Gottheit, der in Gott Verborgene, das ewige Leben, der wahrhaftige Gott, der Abglanz der göttlichen Herrlichkeit, der Welterhalter, der Sündentilger, der Herzog der Seligkeit, der Gesandte Gottes; vgl. noch Offenb. 1, 13—18; 5, 6—14; 7, 17; 14, 14; 19, 11—16. Rechnet man dazu noch die Thatsache, daß von den neutestamentlichen Schriftstellern das ganze Alte Testament überhaupt in seinem Zusammenhang und in seinen Einzelzügen auf Jesum bezogen wird und daß so oft im Neuen Testament zu allem, was die Gläubigen denken, thun, reden, hoffen, erkennen, das „*ἐν Χριστῷ*“ oder „*ἐν κυρίῳ*“ hinzugesetzt wird, so wird man inne, daß dem altchristlichen Glauben die ganze Welt und ihr Inhalt ebenso wie Gott und alle seine Offenbarungen dienstbar geworden sind, um das Wesen und Werk Jesu Christi zu verstehen und deutlich zu machen. (S. 65. 67.)

* * *

Es ist immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß es sich bei dem christlichen Glauben an die Auferstehung Jesu Christi nicht um die Behauptung eines Naturwunders handelt, nämlich darum, daß ein beliebiger, nur eigenartig ausgestatteter Mensch kraft seiner natürlichen Anlagen aus dem Tode zum Leben wieder erstanden sei, sondern um die Behauptung der grundlegenden, weltgeschichtlichen Thatsache, daß derjenige, welcher von Gott zum König des Gottesreichs, zum Herrscher über alle Welt, zum Heiland und Erlöser aller Menschen, zur Krone des persönlichen Geisterreichs bestimmt war, durch göttliches Leben und göttlichen Geist aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen ist. (S. 86.)

* * *

Erst die Gewißheit, daß das höchste Gut und Wesen (Gott) in Christo uns als Vater gegenübersteht, giebt dem Glauben an Gott als den Herrn und Herrscher der Welt und unsern Gott seinen Wert und seinen tröstlichen Inhalt. Denn nur durch jene Gewißheit ist ausgeschlossen, daß jenes höchste Wesen für uns ewig fremd und unerreichbar, feindlich und unbarmherzig richtend ist, oder daß es eine willkürliche oder unpersönliche Macht, ein willenloses Schicksal oder eine kalte, bewußtlose Ordnung ist. (S. 117 f.)

* * *

Man kann dem, der nicht glaubt, den Glauben nicht mit Begriffen, Gründen und Wundern begreiflich machen. Der Unglaube wird überwunden nur durch die Gewalt der gläubigen Persönlichkeit, die selbst im Glauben lebt, stark und selig ist, und durch den stillen Einfluß wahrhaft gläubigen Gemeinschaftslebens. Glaube entzündet Glauben. Der Glaube aber ist Ueberzeugung, Gewißheit, Zuversicht, Kühnheit. Er sieht nicht auf das, das menschlich ist, sondern allein auf Gott. Er erfaßt etwas Gegenwärtiges, das stets Gegenwärtige, das Ewige als seine Verheißung, als sein Recht und seinen Besitz. Seine umfassende und entscheidende Bedeutung beruht eben darin, daß er das Vertrauen auf den lebendigen Gott ist. Denn schon im menschlichen Gemeinschaftsleben ist das Vertrauen, wiewohl es nicht erkannt und beachtet wird, die notwendige Grundlage und das höchste Kleinod jedes Lebenskreises, unentbehrliich für gemeinsames Handeln, die Quelle des freien Wortes, der zuversichtlichen Bitte, der kraftvollen That, der ausharrenden Geduld, der zuverlässigen Treue, der höchsten Freude und Hoffnung, des wirklichen Friedens, der völligen Wahrhaftigkeit und des gegenseitigen, teilnehmenden und seligen Verständnisses. Persönliches, wahrhaftiges Vertrauen ist auch die höchste Ehre, die sich Menschen untereinander erweisen können. Wie viel mehr und in wie viel höherm Sinne gilt das alles gegenüber dem himmlischen Vater! So ist der rechte Glaube zugleich das Innerlichste und doch in der Außenwelt an seinen Früchten überall erkennbar; das Größte und das Geringste; das Individuellste und das Gemeinsamste; das Zarteste und das Ausbreitungsfähigste; das Geduldigste und das Kühnste; das Gebundenste und das Freieste; das Mächtigste und das Rücksichtsvollste und Demütigste; das Einfachste und das Mannigfachste; das Verantwortungsvollste und das Seligste; das von Gott Gewirkte und das in Gottes Kraft Wirksamste. (S. 192.)

* * *

Unter den Forderungen der Sozialdemokratie für die Zukunft

*) Die fremdsprachlichen Worte und Sätze sind im Anhange des Buches sämtlich verdeutscht und erklärt.

ist die Abschaffung von Ehe und Familienleben, an deren Stelle die „freie Liebe“ oder ein kündbares Kontraktverhältnis der Geschlechter und völlige Staatserziehung der Kinder treten soll, eine der schwerwiegendsten. Es ist nicht recht vorstellbar, wie die Menschheit in Zukunft jener natürlichen Ordnungen und der in ihnen enthaltnen elementaren sittlichen und sozialen Kräfte wird entbehren können. Soviel steht aber jedenfalls fest, daß eine solche Forderung mit den Grundanschauungen des Evangeliums unvereinbar ist und daß ihre Durchführung auch das einfache Verständnis des Evangeliums, wenn nicht ganz unmöglich machen, so doch erheblich erschweren würde. Denn diejenigen Beziehungen, Ordnungen, Güter und Pflichten des natürlichen Lebens, welche auf die schlichteste, allgemeinverständlichste, inhaltreichste und tiefste Weise allen den Sinn unsers in Jesu gegebnen Verhältnisses zu Gott darstellen und klar machen, wären damit beseitigt und zugleich die engste und grundlegende sittliche Gemeinschaft, ohne welche alle andern Gemeinschaften nicht geistig gedeihen können, aufgehoben. — Uebrigens läßt sich nicht verhehlen, daß eine Reihe modern christlicher Unternehmungen, die Mühen, Lasten und Schwierigkeiten der (hand)arbeitenden Stände zu erleichtern (z. B. Krippen, Kleinkinderbewahranstalten, Volksküchen u. dgl.), die Auflösung des eigentlichen Familienlebens und seiner eigentümlichen Freuden und Interessen befördern und deshalb wohl nur in gewissen Grenzen und vorübergehend ihr Recht haben, möglichst bald und gründlich aber durch solche Veranstaltungen der christlichen Liebesthätigkeit oder des öffentlichen Lebens zu ersetzen sein werden, durch welche Ehe und Familienleben gestärkt, befreit und neugeregelt werden. (S. 216 ff.)

* * *

Auf der Gewissenhaftigkeit beruht die Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit eines Charakters. Unter „Ehre“ in vollem Sinne ist nicht bloß diejenige Achtung der allgemeinen Menschenwürde zu verstehen, die man auch dem nicht tugendhaften Menschen schuldig ist, sondern die volle Anerkennung der sittlichen Persönlichkeit des Mitmenschen, wie sie von Luther in der Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers im kleinen Katechismus allerdings mit zum „täglichen Brot“ des Christen gerechnet ist. Von dieser rechten, wirklichen Ehre ist deshalb auch unterschieden dasjenige, was man mit einem gewissen Rechte im engeren Sinne als „Standesehre“ bezeichnen kann, vor allem aber jene in sehr äußerlichem und wenig sittlichen Sinne sogenannte „Ehre“, die darin bestehen soll, daß man sich den Vorurteilen und Unsitten gewisser Kreise unterwirft und damit die Anerkennung der Mitglieder solcher Kreise billig erwirbt. Von sittlich beschränkten und unreifen, verbrecherischen oder ihrer Sinne nicht mächtigen Menschen kann die Ehre eines wahrhaft sittlichen Charakters wohl angetastet und geleugnet, aber nie wirklich verletzt oder vernichtet werden. — Hier ist die Duellfrage zu berühren. Das Duell ist für den Christen verwerflich. Im christlichen Sinne ist noch nie die Ehre einer Person durch einen Zweikampf geschützt, festgestellt, gerettet oder gerächt worden. Vielmehr ist der ernsthafte Zweikampf ein sehr unsittliches und äußerliches Mittel, sittliche Gegensätze und Verschuldungen auszugleichen. Ein Christ hat, soweit ihn das Recht und die öffentliche Meinung in der berechtigten Wahrung seines guten Namens im Stiche lassen, seine Ehre darin zu suchen, daß er lediglich seinem Gewissen folgt und lieber Unrecht leidet als Unrecht thut. Die eigne Gewissenhaftigkeit und Gottes Wohlgefallen ist die „Ehre“ des Christen. 1. Petri 2, 19 f. — Nicht zu verwechseln mit dem ernsthaften Zweikampf sind die sog. „Mensuren“ in studentischen Kreisen. Dieselben sind wie jeder andre Sport zu beurteilen: daher ist es selbstverständlich, daß die „Ehre“ eines Menschen von der Teilnahme oder Nichtteilnahme an diesen Bräuchen ebensowenig abhängt, wie von der Teilnahme an irgend welchem andern Spiel, Sport und Zeitvertreib. Die sittliche „Ehre“ ist eine ganz andere Größe und nie von solchen Fragen und Sitten einzelner Kreise und Stände abhängig. Seine Tapferkeit aber kann der Christ bei andern, wertvolleren Gelegenheiten zeigen, und wenn es sein muß, in der Festigkeit gegenüber leichtfertigen Vorurteilen seiner Standesgenossen, in Geduld und im Leiden. Es gehört in der Regel viel mehr sittliche Ehre, Kraft und wirkliche Tapferkeit dazu, mitten in Unsitten und Vorurteilen seine Bahn geradeaus zu gehen und gewissenhaft zu sein, als in einzelnen besondern Momenten Kühnheit, Gewandtheit und körperliche Fertigkeit zu bewähren. (S. 260).

R

Kalender

(Alte und neue Freunde) Die Zeit ist wieder da, wo jede Familie sich einen neuen Kalender anschafft. Kauft sie keinen guten, so kauft sie einen schlechten. Pflicht eines jeden Volksfreundes sollte es sein, vor schlechten Kalendern, sozialdemokratischen, freireligiösen, ultramontanen u. a. zu warnen und guten Kalendern Eingang zu verschaffen. An guten Kalendern haben wir ja keinen Mangel. Auf einige empfehlenswerte sei besonders hingewiesen. Voran stellen wir den Volkskalender der Kaiserswerther Diakonissenanstalt (50 Pfge.), der seine fünfzigste Wanderung antritt. Die Hauptgeschichte führt uns unter dem Titel „Fünfmal auf biblischem Boden“ die Reisen des Pastors Disselhoff ins heilige Land vor. Weiter sei genannt „Der deutsche Volksbote“ von Ernst Evers (Berlin, Stadtmission; 50 Pfge.) Die beiden fesselnden Erzählungen stammen aus der Feder des als Volksschriftsteller rühmlichst bekannten Herausgebers und der Martha Eitner. Besonders erfreut war ich, in diesem Kalender einen kurzen, aber sehr lehrreichen Artikel über die Diaspora des Eichsfeldes zu finden. Wünschenswert wäre es, wenn künftig diesem Kalender auch ein Wandkalender beigefügt würde.

Ich weiß aus Erfahrung, daß die kleinen Leute diese Beigabe fordern und brauchen. Nicht unerwähnt sei gelassen „Der deutsche Reichsbote“ (Leipzig und Bielefeld, 40 Pfge.), der ebenfalls in seinen Geschichten, auf die es hauptsächlich ankommt, Vortreffliches bietet. Da ein guter Kalender nicht nur allerlei Kurzweil, sondern auch mancherlei Belehrung über Dinge im Staatsleben zu vermitteln hat, die den kleinen Mann besonders angehen, so halte ich es für einen Fehler, wenn in einem Kalender für 1891 eine ausreichende Belehrung über die Invaliditäts- und Altersversicherung fehlt. Leider bringt darüber von den genannten Kalendern nur der Kaiserswerther einen Artikel. — Schließlich seien die Missionsfreunde auf den „Evangelischen Missionskalender“ (Basel, 3. Aufl. 20 Pfge.) aufmerksam gemacht. Die Geschichten werden Erwachsene und Kinder interessiren. Die dritte Auflage, die der Kalender schon erlebt, beweist am besten, daß er gern gekauft wird. P B

(Deutscher Nationalkalender) für 1891. Berlin, Hans Lüstenöder; 1 Mk. Zur Pflege des deutschen Volkstums giebt zum erstenmale Karl Pröll einen Kalender heraus, der sich die besondre Aufgabe gestellt hat, weitere Kreise für die Tendenzen des Allgemeinen deutschen Schulvereins und des deutschen Sprachvereins zu interessiren. Die Fortführung dieses Versuches, wie der Herausgeber dieses Jahrbuch nennt, soll von der Aufnahme abhängig sein, die er in nationalgesinnten Kreisen finden wird. Es klagt der Herausgeber, daß unsre deutsche Schriftstellerwelt sich noch immer zu wenig um nationale Hilfsbereitschaft kümmert. Besonders ist es die deutsche Presse, die den Kämpfen unsrer Stammesgenossen zu wenig Beachtung schenkt. Zu den Leiden und Vergewaltigungen der Deutschen in Oesterreich, Ungarn, den Ostseeprovinzen und anderwärts stammelt sie hie und da ein mißbilligendes Wort, um gleich darauf über ihre eigne Kühnheit zu erschrecken. Das Jahrbuch möchte nun allen Bestrebungen, die auf Stärkung des Deutschtums hinzielen, einen neuen Sammelpunkt geben. Hervorragende Schriftsteller — ich nenne unter vielen Felix Dahn, Rosegger und Trinius — führen uns in Aufsätzen und Geschichten zu unsern Brüdern im Auslande. Ob wir jedoch nach Oesterreich, nach den Ostseeprovinzen oder nach Amerika geführt werden, überall sehen wir, daß das Deutschtum im Kampfe steht und einer kräftigen Pflege bedarf. Der Raum verbietet es, auf die einzelnen Artikel und Erzählungen des Weitern einzugehen. Jede Arbeit ist ein Meisterstück; sie zu lesen, ist schon ein ästhetischer Genuß. Einen Punkt jedoch möchte ich kurz berühren. Der Allgemeine deutsche Schulverein, für den der Kalender in erster Linie werben möchte, nimmt den Konfessionen gegenüber eine neutrale Stellung ein; so auch das vorliegende Jahrbuch. Aber diese neutrale Stellung hat zur Folge, daß die deutsche Volkstum erhaltende Kraft des Protestantismus nicht genügend gewürdigt wird; anderseits wird der Thatsache nicht Rechnung getragen, daß sich der Katholizismus vielfach auf die Seite der Gegner des deutschen Volkstums schlägt, wie dieses die Polenfrage in unsern östlichen Provinzen zur Genüge beweist. Ich kann mir wohl denken, daß das Jahrbuch der nationalgesinnten Katholiken wegen sich solcher Neutralität befleißigt. Aber wenn der Herausgeber in einem sonst recht gelungenen Lebensbilde den Siebenbürger Bischof Dr. Teutsch gleich in der Ueberschrift einen deutschen Volkspriester und auf der ersten Seite den Bischof der südlichsten deutschen Landeskirche nennt, es aber nicht zum deutlichen Ausdruck bringt, daß dieser deutsche Mann ein evangelischer Christ ist und als Protestant die Fahne des Deutschtums in seiner Heimat hoch hält, so wird diese Art Neutralität zur Ungerechtigkeit gegen die evangelische Konfession. Schließlich noch eines: dem Monats- und Tagesverzeichnis sind deutsche Gedenkworte beigefügt, die Kernsätze deutscher Gesinnung enthalten sollen. Da wundert es mich, daß fast nur Worte aus den neuern und neuesten Dichtern und Denkern Aufnahme gefunden haben. Von Luther, diesem Deutschesten aller Deutschen, finde ich nur zwei Worte, und zwar Worte, die jedes Kind kennt. Es ist sehr wünschenswert, daß neben Kernsprüchen aus neuer Zeit auch Kernsprüche aus alter Zeit in dieser deutschen Spruchbibel Verwendung finden. Ich erinnere daran, daß in dieser Beziehung A. Freybe in seiner Schrift: Züge deutscher Gesinnung und Sitte. 2 Hefte, (Gütersloh, 1889. 4,20 Mk.) wertvolles Material gesammelt hat. Trotz diesen Ausstellungen sind uns die Tendenzen dieses Kalenders sehr sympathisch, und wir wünschen ihm weite Verbreitung. P B

(Der Kalender des Protestantenvereins) Im Auftrage des ständigen Bureaus des deutschen Protestantenvereins giebt Werckshagen zum erstenmale einen Kalender heraus, der den Titel führt: „Der Protestant“ (Berlin, A. Haack; 50 Pfge.). Man kann zweifelhaft sein, ob dem Evangelium damit gedient ist, daß ein Kalender mit festem kirchlichen Parteiprogramm unter die Leute gebracht wird. Jedenfalls möchten wir nicht wünschen, daß es die andern kirchlichen Parteien dem Protestantenverein nachmachten und im nächsten Jahre etwa ein Kalender der Konfessionellen, der Positiv-Unirten oder der Mittelpartei erschiene und der Zeitungskrieg in die Kalender hinübergespielt würde. Auf der andern Seite ist es von Interesse, zu sehen, wie sich das Programm des Protestantenvereins vor dem gemeinen Manne bewährt. Der Kalender läßt uns nicht im Zweifel, daß liberale Protestanten zu uns reden. Aber anzuerkennen ist, daß die Polemik maßvoll ist, obgleich wir genügend erfahren, wie der Kalender zu den „Orthodoxen“ und „Muckern,“ zu der Todesstrafe und dergleichen steht. Einiges finde ich, was ebenso gut in andern evangelischen Kalendern stehen könnte. Ich rechne dazu eine stattliche Anzahl Gedichte, Lutherworte, aber auch einen Artikel von Theodor Arndt über die Arbeit des protestantischen Missionsvereins in Japan und die Geschichte von Emil Zittel: „Von den Bergen gezwungen.“ Vieles ist jedoch nicht nach meinem Geschmack. Die historischen Gedenktage sind zum Teil sehr unpassend gewählt, die mitgeteilten merkwürdigen Grabinschriften sind oft recht salzlos. Gegen die Tendenz des Gedichtes „Der lästige Kollektant,“ das leider von einem Pfarrer herrührt und das Kollektiren lächerlich macht, müssen wir protestiren. Wenn die vielen Kollekten dem Verfasser und seinen Gesinnungsgenossen lästig sind, so hätte er lieber zum fröhlichen Geben, das keine Last ist, mahnen sollen. Ich fürchte, daß dieses Gedicht manchem ein Deckmantel seiner Unbarmherzigkeit wird.

Anzuerkennen ist, daß dieser Kalender für den Preis von 50 Pfennigen viel bringt. Der liberale Bürger in den Städten wird ihn gern kaufen und gern lesen. Um jedoch ein Kalender für jedermann zu sein, hätte er populärer geschrieben sein müssen. Für Arbeiter und Leute auf dem Lande paßt er nicht. P B

(Der christliche Hausfreund) Ein Abreißkalender für das liebe Christenvolk deutscher Zunge auf das Jahr 1891. Verlag des Erziehungsvereins zu Neukirchen bei Mörs. 1 Mark. Der Kalender enthält für jeden Tag außer den Angaben des Sonnen- und Mondauf- und -unterganges eine kurze biblische Betrachtung und die Angabe zweier Bibellesestücke für den Morgen und Abend auf der Vorderseite, einen Liedervers, ein Gedicht oder eine kurze Erzählung auf der Rückseite. Vielleicht des Guten etwas zu viel. So will der Kalender durch das Jahr hindurch als ein stets im Hause befindlicher Zeuge und Prediger der christlichen Wahrheit begleiten und zu allem, was im Hause vorgeht, ein gewichtiges Wörtlein mitsprechen. Wir wünschen, daß recht viele diesen Hausfreund zu sich einladen. E F

(Landeskirchen-Kalender) Mit täglichen Losungen und Gedenktagen aller deutschen Landeskirchen. Anklam, Schmidt. 50 Pfge. Auch ein Abreißkalender. Er bietet neben den Angaben des Sonnen- und Mondauf- und unterganges und der Tages- und Nachtlänge für jeden Tag zwei biblische Losungen und verzeichnet die wichtigen Gedenktage aus der Kirchengeschichte. Gewiß wird es vielen wohlthun, morgens, ehe sie an die Arbeit gehen und das neue Tagewerk beginnen, noch durch einen kräftigen Bibelspruch sich an das Ziel des Lebens und durch die geschichtlichen Hinweise an die Thaten der Väter erinnern zu lassen. E F

Für den Weihnachtstisch

(Müller, Weihnachtsspiel) zur Aufführung in Schulen und christlichen Vereinen. Zwickau, Zückler. 2. Aufl. 60 Pfge. Dies Weihnachtsspiel besteht aus einer Einleitung und sieben Bildern, die an der Weihnachtsgeschichte, Lukas 2, Vers 1—20, aufgereiht sind. Jedes Bild wird durch Schriftverlesung und Gemeindegesang eingeleitet. Die Verse sind sehr hübsch und leicht zu lernen. Dennoch wird die Aufführung nur in größern Vereinen möglich sein. Denn auch abgesehen von der großen Zahl der handelnden Personen, dreiundzwanzig, für die Kostüme zu beschaffen sind, so wird die Gruppirung in einzelnen Szenen doch schon eine sorgfältige Schulung nötig machen, und die Gesangstücke erfordern geübte Kräfte. Wo solche Hindernisse sich überwinden lassen, wird die Aufführung gewiß einen tiefen Eindruck hervorrufen. Doch kann ich das von Hans Herrig auf dem letzten Kongreß für innere Mission geltend gemachte Bedenken nicht unterdrücken, daß zartes evangelisches Empfinden daran Anstoß nehmen wird, das Christkind auf der Bühne zu sehen. E F

(Festflammen) Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche. Von D. Emil Frommel. Bremen, C. Ed. Müller, 1890. Brosch. 3 Mk. „Ein Buch von Frommel bedarf keiner Empfehlung,“ so werden zahlreiche Rezensionen dieses Buches lauten. Dies Urteil von Herzen unterschreibend, glaube ich doch den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen diese neueste Gabe des beliebten Schriftstellers besonders ans Herz lege.

Er besitzt die Eigentümlichkeit, immer den Nagel auf den Kopf zu treffen. Während andre sich die Finger wund schreiben oder sich heiser reden im Interesse der Sonntagsfrage, läßt Frommel sich in seinem Leserkreise gemütlich wie ein Familienvater nieder und zündet „Festflammen“ an, an denen Groß und Klein sich an Sonn- und Feiertagen das Herz erwärmen kann; oder er bittet auch zur Abwechslung (wie auf Seite 22) die freundlichen Leser, für eine Weile die Fensterladen zu schließen und die Vorhänge herabzulassen, um seine Bilder aus einer Weihnachts-Laterna magica vor der Tageshelle der Gegenwart zu schützen. Da ziehen sie nun in buntem Wechsel- und Farbenspiel an uns vorüber: Erlebnisse der Jugend wie des Alters, Ergebnisse ernster Betrachtung, reifer Erfahrung, männlichen Strebens und Ringens, alles umflossen von dem Zauberlicht der rechten Festtagsstimmung, die Frommel seinen Lesern mitteilen will.

Und das Licht, das diesen Zauber hervorruft, ist Frommels köstlicher Humor, der nicht nur die „lachende Thräne,“ sondern auch das Wort des Apostels im Wappen führt: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich, freuet euch!“

Anstatt weitern Lobes eine Probe, und zwar über den „weißen Sonntag.“ „Ich weiß nicht, mir ists immer leid, daß solche Tage ihre alte ehrwürdige Bedeutung verloren haben; ihre Feier war noch ein Band mit der alten Kirche, ein Stück ursprünglicher Einheit darstellend. Und schade ists auch, daß meist das weiße Kleid verschwunden, in welchem wenigstens die Mädchen am Konfirmationstage erschienen. Man sage doch nicht immer: „Das macht ja nichts aus,“ gewiß nicht, aber wir sind eben doch schließlich nicht eitel „Geist,“ sondern stark drei Viertel Menschen mit Fleisch und Blut, mit Augen und Ohren und — Kleidern! Menschen, denen das Vergängliche zum Gleichnis, das Sinnliche zum Nachsinnen wird, in deren Leben Höhetage emporragen aus der gleich-

förmigen Ebne ihres Daseins voll Mühe und Arbeit. Warum sollten sie sich nicht auch herausheben durch sinnigen Schmuck? „Wozu soll dieser Unrat?“ mit dieser alten Judasfrage hat man viel Schönes und Sinniges in der Kirche weggeschafft; ein glaubens- und darum auch poesieloser Rationalismus hat alles „sonnenklar“ gelichtet und in „Grau und Grau der Theorie“ redlich gemalt. Befahl doch einst ein „hochwürdiges Konsistorium,“ ein herrliches Gemälde vom jüngsten Gericht, das über dem Chorbogen eines deutschen Münsters von Meisterhand gebildet war, mit einer „grünlichten“ Farbe zuzustreichen. Alles im Interesse der „Anbetung im Geist und in der Wahrheit,“ d. h. zu deutsch zumeist „in heilloser Langeweile und Plattheit,“ oder „im Geist des jeweiligen Herrn Ober- oder Nachmittagspredigers!“ Nun also — laßt mir den weißen Sonntag in Ehren, wenigstens in der Erinnerung! Aber wie schön wars doch auch für ein Mägdlein, das weiße Kleid zum trauten Gefährten durchs Leben zu haben: „das weiße Wasserhemdlein der Taufe, das weiße Konfirmationskleid, das weiße Brautkleid — und das letzte weiße Kleid zum Schlaf in kühler Gruft bis zum Erwachen, um angethan zu werden mit dem weißen Kleid der Ueberwinder!“

Ja, dies Buch von Frommel „bedarf keiner Empfehlung.“

H-Sch

(Vollmar, Christblumen vom Sinai) Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1,50 Mk. Zehn Erzählungen von der bekannten Verfasserin, alle gleich liebenswürdig und rührend. Es thut wohl, heute, wo auch die Dichtkunst es meist als ihre Aufgabe betrachtet, die Nachtseiten des Lebens zu enthüllen und bei den Lesern die Stimmung der Verzweiflung und des Ueberdrusses zu wecken, einer Dichterin zu begegnen, die fest daran glaubt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen und daß auch der Sünder bei ihm Vergebung und die Kraft zu neuem Leben finden kann. Diese alle Erzählungen durchziehende Grundanschauung ist ein so großer Vorzug, daß es dagegen gering wiegt, daß das Walten der gütigen Vorsehung doch etwas äußerlich vorgestellt wird. Die Schreibweise ist rein und zart, die Charakterzeichnung reich an sinnigen, lebenswahren Zügen, die Frömmigkeit gesund und unaufdringlich. — Am besten haben dem Berichterstatter die beiden Erzählungen „Die Waschfrau und ihr Kind“ und „Ein reines Herz“ gefallen.

E F

(Neue Erzählungen) von der Verfasserin der „Spanischen Brüder.“ Durch die „Spanischen Brüder,“ die vor einigen Jahren in deutscher Uebersetzung erschienen, hat sich die englische Schriftstellerin Alcock mit Recht einen Namen gemacht. Wer dieses Werk der geistvollen Engländerin gelesen hat, wird gern weiteres aus dieser Feder hinnehmen. Sie bietet uns mehrere Bücher zum Weihnachtsfeste dar, und wir ermangeln nicht, unsre Leser und Leserinnen darauf aufmerksam zu machen. Eins davon führt den Titel: „Unter dem Kreuz des Südens.“ Eine Erzählung aus der neuen Welt, übersetzt von Pauline Spangenberg. 2 Mk., elegant gebunden 3 Mk.; ein andres umfaßt zwei Erzählnngen: „Aus dem alten Paris,“ übersetzt von Pauline Spangenberg, und „In der Wüste,“ eine Geschichte von der Kirche unter dem Kreuz, deutsch von Dr. W. Claus. 2,75 Mk., elegant gebunden 3,75 Mk. (beide im Verlag von O. Brandner, Dresden, 1891).

Die Verfasserin, erfüllt von ebenso glühender als lauterer Liebe zum Evangelium, hat es sich zur Aufgabe gemacht, in ihren Erzählungen das freimachende evangelische Christentum im Kampfe mit dem abergläubischen, intoleranten römischen Kirchentum zur Darstellung zu bringen. Die Erzählungen beruhen auf gründlichen historischen Forschungen und führen uns in Zeiten und Länder, in denen die römische Kirche mit ihren krassen Auswüchsen ausschließlich herrschte und jede Regung evangelischen Glaubens im Keime zu ersticken bemüht war. Auf diesem dunklen Grunde erscheinen um so deutlicher und klarer jene herrlichen Gestalten, die sich zum Glauben an Christum hindurchrangen und von ihm trotz Verfolgung und Haß zeugen. Die Geschichte „Unter dem Kreuz“ spielt in Peru am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, giebt uns ein anschauliches Bild, wie schwer sich die goldgierigen Spanier und mit ihnen Rom an den edel angelegten Indianern versündigten. Die Geschichte „Aus dem alten Paris“ führt uns in die Zeit des französischen Unglaubens und Aberglaubens unter Ludwig XV., und die Geschichte „In der Wüste“ in die Zeit der Protestantenverfolgungen in den Cevennen. Die Darstellung, wohl manchmal etwas breit, ist doch fließend und lebendig und steigert unser Interesse.

P B

(v. Sprecher, Donna Ottavia) Historischer Roman aus dem ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts. 2. Auflage. Basel, Felix Schneider. 401 S. 4 Mk.

Zwar ist es mehr eine Historie, wie ein Roman, aber eine gute. Sie spielt im Veltlin und den beiden Grafschaften Cloifen und Worms und schildert die dortigen religiösen und politischen Kämpfe. Ganz hat der Verfasser die Sprödigkeit des geschilderten Stoffes nicht überwunden. Bei einmaliger Lektüre findet man sich kaum durch die Fülle der auftauchenden Personen, von denen bald diese, bald jene in den Vordergrund tritt. Auch in der Form erinnert das Buch an eine Historie, von einer Steigerung und innern Entwicklung zeigen sich nur Ansätze. Die eingestreuten italienischen und lateinischen Brocken sollten immer übersetzt sein. Für solche, die eine ernstere, nicht „reizende“ Lektüre wünschen, ist das Buch empfehlenswert. Der kulturgeschichtliche Hintergrund ist fast ganz richtig gezeichnet, ohne die Roheit der Zeit zu grell zu schildern.

O B—r

(Deutsch und Welsch) Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Baudissin. Leipzig, Ungleich. 4,50 Mk., eleg. geb. 5,70 Mk.

Der Rest Lothringens, längst von Frankreich umworben und umgarnt, fiel in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts endlich ganz dem gierigen Nachbar in die Hände, zum Schmerz aller Deutschgesinnten, während der letzte Herzog Franz Stephan sich mit Toskana und der Hand der Erzherzogin, spätern Kaiserin Maria Theresia entschädigen ließ. Die damit kurz angedeuteten Verhältnisse, zusamt den Zuständen der französischen Hofgesellschaft jener Zeit hat die Gräfin Baudissin zum Gegenstande von Studien gemacht, deren Erträge sie mit dem Liebesroman eines treuen lothringischen Grafen frei verwoben hat. Es wäre unhöflich, mit der Dame über kleine Mängel zu rechten, während doch ihr Buch einige Stunden angenehmen Lesens gewähren kann und besonders für das Reichsland, seine Damen und jungen Leute in der That recht zu empfehlen ist.

H

(Die Rose von Jericho) Aus der ältern Litteratur sei empfehlend auf ein leider noch viel zu wenig gekanntes Büchlein hingewiesen, das jüngern, ernst gerichteten Mädchen zu einem Lieblingsbuch werden dürfte, auf: Die Rose von Jericho von Arnold Wellmer (Berlin, Louis Gerschel. Mit einer Titelzeichnung von Thumann), elegant ausgestattet. Zwar keine Verse und doch ist das ganze Buch Poesie, keine „christliche“ Erzählung und doch wahrhaft christlich, scheinbar leicht tändelnd und doch zu Thränen rührend. Blasirte Naturen werden darüber lachen, wer sich an Gottes schöner Natur freuen kann, freut sich auch über das Buch, die Leidensgeschichte einer Studentenbraut.

O B—r

(Psyche) Eine Erzählung von Adolf Schmitthenner. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 288 Seiten; gebunden 5 Mark.

Das talentvoll und, abgesehen von den ersten Kapiteln, außerordentlich dramatisch geschriebene, realistische Erstlingswerk eines badischen Geistlichen. „Psyche“ ist Lisette, die eben vor der Konfirmation stehende Tochter einer ganz meisterhaft gezeichneten Waschfrau. Das junge, frühreife Wesen unterstützt seine Mutter durch Mitwirkung im Ballet und kommt durch diesen Umstand vollständig unverschuldet in einen Verdacht, der sie unter polizeiliche Aufsicht bringt und ihre Konfirmation verhindern wird. Das Mädchen macht die krampfhaftesten Anstrengungen, diese Schande von sich abzuwälzen; in welch dramatischer erschütternder Weise der Knoten gelöst wird, wollen wir dem Leser nicht vorweg nehmen. — Es entrollt sich hier das Bild weniger von Not, als von gefährdeter Unschuld, die selbst noch in so naher Beziehung zur Kirche, wie eine Konfirmandin sie hat, keinerlei Hilfe findet, weil ihre Kirche kein christliches Gemeindeleben kennt. Auch hierin ist „Psyche“ ein realistisches Meisterwerk. Wir nennen nur den Stadtpfarrer, der seine ratsuchende Konfirmandin nicht kennt, weil er deren 280 hat, der nach ihrem Vater fragt und dem vaterlosen Kinde die Thränen in die Augen treibt; der, weil andrer seelsorgerlicher Besuch sich ankündigt — es ist die wichtigthuende bettelnde Mutter des Kindes —, die Konfirmandin ins Nebenzimmer verweist; der nun rasch im Wagen zu einer Trauung fahren muß und darüber seine Konfirmandin vergißt. Nur zwei Figuren der Erzählung scheinen uns weniger realistisch zu sein: der Einjährige, Sohn des Stadtpfarrers, und sein Freund, der Kunstschüler; giebt es wirklich noch viele solche sittlich reine Schwärmer? — Wir freuen uns darüber, daß gerade ein Geistlicher es unternommen hat, die „weiße Sklaverei,“ diese empfindlichste und doch allgemeinste Wunde unsrer städtischen, doch noch christlich sein wollenden Gesellschaft, zum Vorwurf einer Erzählung zu machen, und wünschen dem wahr und doch keusch schreibenden Autor eine segensreiche Entfaltung seiner schriftstellerischen Laufbahn.

F J

(Der Bauer auf dem Kreuzhofe) Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer, Freiherrn von Priel. 266 Seiten; geheftet 4, gebunden 5 Mark.

Wenn ich es besonders begründen soll, daß diese Geschichte gerade in der Christlichen Welt besprochen wird, komme ich in Verlegenheit. Es ist nichts weiter als eine Geschichte, frisch und ohne alle christlichen oder unchristlichen Nebengedanken erzählt. Aber weil sie mir einmal zugeschickt worden ist und ich sie mit herzlichem Wohlgefallen gelesen habe, thue ich manchem Leser und mancher Leserin einen Dienst, wenn ich ihnen verrate: hier ist gesunde Kost. Muß ein „Roman“ auf dem Weihnachtstische liegen, lieber diesen als hundert andre. Man atmet frische Bergluft, man verkehrt mit wirklichen echten Bergbewohnern und erquickt sich an ihrer festen, tüchtigen Art und ihrer gemütvollen, traulichen Sprache, man thut entzückende Blicke in die herrliche Bergnatur ringsum. Kurz, es ist nichts weiter als eine Geschichte, aber ein wirklicher Dichter hat sie erzählt, und ich denke, damit ist viel gesagt.

R

(Pienchens Brautfahrt) nennt sich ein neues bei Freund und Jeckel in Berlin erschienenes Buch. Es hat zum Verfasser den durch seine humorvollen Buchholzschriften weit und breit bekannten holsteinischen Pfarrerssohn Julius Stinde. Wir wollen die Fabel hier nicht erzählen, nur der Schluß veranlaßt uns zu einer Bemerkung, denn er steht in der neuesten Litteratur nicht mehr vereinzelt da. Pienchen will sich eben voll Verzweiflung ins Meer stürzen, da wird sie zurückgehalten aus — buddhistischer Nächstenliebe! Ihr Retter, der „Indier“ genannt, hat sich mit der buddhistischen Religion beschäftigt, die ihn im entscheidenden Augenblick aus Mitleid die Unglückliche aufhalten läßt. Will der Verfasser die rettende That religiös begründen, was soll uns Christen hier die buddhistische Religion! Ich weiß keine andre Erklärung, als die Sucht, um jeden Preis etwas Neues zu bringen. Zweitens ist es dem Verfasser wohl entgangen, man müßte sonst ein sehr oberflächliches Studium des Buddhismus bei ihm voraussetzen, daß ein Buddhist niemals aus Mitleid einen Menschen vom Selbstmorde abhält, sondern aus Erkenntnis der Zwecklosigkeit eines solchen. Dem

Buddhisten ist Selbstmord einfach eine Handlung aus Dummheit (vgl. z. B. Buddhistischer Katechismus, Frage 131). Will Julius Stinde wirklich ein Humorist sein und als solcher gelten, so bleibe er auf dem Boden, wo der gesunde Humor einzig seine köstlichen Blüten treiben kann, nämlich in der christlichen Religion. Buddhismus und Humor verhält sich wie Wasser auf Feuer gegossen. E Schn

(Unser Großvater) Ein Lebensbild in Briefen von Maria Krummacher. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. Geb. 6 Mk. Eine Enkelin zeichnet mit inniger Pietät das Lebensbild ihres Großvaters, des im Jahre 1845 als Pastor in Bremen verstorbenen Friedrich Adolf Krummacher, der dem deutschen Volke besonders durch seine Parabeln und Lieder bekannt geworden ist. Es ist nicht eine Biographie im gewöhnlichen Sinne. Die Verfasserin erzählt wenig in eignen Worten, sondern läßt das Lebensbild des Genannten aus seinen Briefen gleichsam von selbst hervorwachsen. Der Leser thut tiefe Blicke in das innerste Wesen eines ausgezeichneten Mannes und in einen liebevollen Familien- und Freundschaftskreis, wie er sich auch unter Christen nur selten findet. Man wird dabei in eine sehr bewegte Zeit zurückversetzt, wo die auf Deutschland schwer lastende Franzosenherrschaft gebrochen wurde und mit den Freiheitskriegen ein neues Leben in der Kirche erwachte. Das Buch gewährt nicht bloß Genuß, sondern erfrischt auch den Geist. Es ist ein willkommenes Seitenstück zu der liebenswürdigen früheren Gabe der Verfasserin: Unsre Mutter. V R

(Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern) Gezeichnet von D. Bernhard Rogge, königlichem Hofprediger in Potsdam (Hannover, Carl Meyer, Gustav Prior); geheftet 4,25 Mark. Das fesselnd geschriebene, durch seinen Inhalt wahrhaft erbauende Buch enthält: 1. Kurfürst Friedrich II.; 2. Elisabeth (Kurfürstin von Brandenburg), Gemahlin Joachims I.; 3. Markgraf Johann von Küstrin; 4. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst; 5. Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten; 6. Elisabeth Christine (Königin von Preußen), die Gemahlin Friedrichs des Großen; 7. Luise, Königin von Preußen, die Gemahlin König Friedrich Wilhelms III.; 8. König Friedrich Wilhelm IV.; 9. König Wilhelm I., deutscher Kaiser; 10. Augusta, Königin von Preußen und deutsche Kaiserin (die Gemahlin Kaisers und Königs Wilhelms I.). Mit vollem Recht haben eine große Anzahl preußischer Regierungen das Buch den nachgeordneten Behörden zur Anschaffung für die Bibliotheken empfohlen; wir unserseits empfehlen es in diesem Augenblick gern für den Weihnachtstisch des deutschen und jedes christlichen Hauses. H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Heiratsanzeige.
Hans Kranold,
Pastor in Leeste bei Bremen,
Elisabeth Kranold
geb. Cludius.
Völksen, den 25. November 1890.

Ihre in der Stadtkirche St. Jakob heute vollzogene eheliche Verbindung beehren sich anzuzeigen
Cöthen (Anh.), d. 25. Nov. 1890.
Hugo Ch. Schwarzkopf,
Diakonus an St. Georg in Hecklingen,
Marie Schwarzkopf
geb. Streubel.

Cand. theol., z. Z. am Seminar, **sucht** u. bescheid. Anspr. bald Stellung als Hausl. od. Hilfspr. Off. erb. u. **E. R. 21** Oels (Schlesien) postl.

Im Verlage von **Heinr. Feesche, Hannover**, erschien:

Luthardt, D. Chr. Ernst. „Lasset uns auf der Bahn unsrer Kirche bleiben." Predigt bei der Allg. luth. Konferenz zu Hannover am 8. Oktober 1890 über 2. Tim. 3, 14 gehalten. Mk. —,25.

Becker, P. Wilhelm, in Kiel: „Stellung und Aufgabe der lutherischen Kirche gegenüber der sozialen Frage der Gegenwart." Vortrag. 40 Pfge.

Soeben erschien:
Frank, Geh. Rat, Prof. D., **Zur Theologie A. Ritschls.** 3. wesentlich erweit. Aufl. 2 Mk.
Naumann, Past. Fr., **Das soziale Programm der evangelischen Kirche.** 2 Mk.
A. Deichertsche Verlagsb. Nachf. **Leipzig**
(Georg Böhme).

Im Verlage von **Eugen Strien** in **Halle** erschien und ist in den meisten Buchhandlungen vorrätig:
Godofred.
Ein Märchen fürs deutsche Haus.
Von
Willibald Beyschlag.
Mit dem Bildnis des Verfassers.
In Originalband mit Goldschnitt 2 Mk. 50 Pfge.

Alle gebrauchten Briefmarken kauft fortwährend, Prospekt gratis. **G. Zechmeyer, Nürnberg.**

Tägliche Andachten zur häuslichen Erbauung
von D. **J. Müllensiefen.**
Neue, vollständig durchgesehene und um 8 Beichtbetrachtungen vermehrte Auflage. Gebunden 7 Mk. 50 Pfge. Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Verlag von **Eugen Strien** in **Halle a/S.**

Fritz Borstell's Lesezirkel,
verbunden mit der
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2.
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.
Lager über 500,000 Bände.
Jahres-Abonnement für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften:

4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände	100 Bände
30 ℳ	40 ℳ	50 ℳ	75 ℳ	125 ℳ	200 ℳ

Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.

Einen guten schwarzen Thee
empfehle per **Pfund** zu 2 Mark, eine feine Sorte zu 2,40, hochfeine Peccos zu 3, 4 und 5 Mark. Da ich **ausschließlich** Thee führe, bin ich im stande, diesem Artikel meine ganze Aufmerksamkeit zu widmen.
Emden, Ostfriesland. **Hilrich de Vries.**

Ev. Abendmahls-Hostien
Fabrikat und Prägung unübertroffen schön, versendet 5000 Stück verpackt in 10 sauberen Holzschachteln für 6 Mark franko
Julius Hunger, Königsee, Thür.

Soeben sind erschienen:

Bornemann, Prof. Lic. W., **Unterricht im Christentum.** 301 S., gr. 8°. Preis geb. 5 Mk.
Unterscheidet sich von allen ähnlichen Darstellungen u. A. durch stete Beziehung auf das wirkliche Leben und die praktische Ausgestaltung und Verwertung der christlichen Glaubensgedanken in demselben, und durch ein Eingehn auch auf die gegenwärtig brennenden religiösen und sittlichen Fragen. Geeignet für Alle, welche nach einer allgemein verständlichen und auf das Geschlecht unsrer Tage berechneten Darstellung des Christentums suchen.

Schrempf, Lic. Chr., Pfarrer, **die christliche Weltanschauung** und **Kants** sittlicher Glaube. XI, 54 S., gr. 8°. Preis 1 Mk. 20 Pfge.
Keine Kantstudie, sondern eine religiöse Untersuchung von allgemeinstem Interesse.

Spitta, Prof. D. Frdr., **zur Reform des evangelischen Kultus.** Grundriß einer neuen Kirche. VIII, 140 S., gr. 8°. Preis 2 Mk. 40 Pfge.
Auf die Stellung der Laien wird es bei allen Gottesdienstreformen wesentlich ankommen. Auch ihnen soll durch diese in fesselnder Form geschriebene Schrift ein Urteil ermöglicht werden.

Wendt, Prof. D. H. H., **der Inhalt der Lehre Jesu.** VIII, 678 S., gr. 8°. Preis 12 Mk.
Nichts kann so sehr zur Klärung und Belebung der Vorstellungen der Gebildeten über das Wesen der christlichen Religion dienen, als eine rein geschichtliche Darstellung der ursprünglichen Ideen Jesu ohne alle Zuthat dogmatischer Bearbeitung, die mit liebevoller Begeisterung geschrieben ist, wie die vorliegende.

Lange, Prof. Dr. Konr., **der Papstesel.** Ein Beitrag zur Kultur- u. Kunstgeschichte des Reformationszeitalters. Mit 4 Tafeln in Lichtdruck und Titelvignette. VIII, 118 S. gr. 8°. Preis 4 Mk.
Ein durch neue Aufschlüsse höchst interessantes Spiegelbild der aufgeregten Zeiten seit 1492 wie des Aberglaubens und der Polemik der Reformatoren und Papisten.

Wir empfehlen obige Werke auch als Weihnachtsgeschenke.
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Für
Weihnachten
empfehlen wir unsre
Plastischen Darstellungen der heiligen Weihnachtsgeschichte, bestehend aus wachsierten **Krippenfiguren** (nicht papier maché), **Stall aus Naturstämmchen, Krippenhäuschen** u. s. w.
Sachen zum **Schmuck des Weihnachtsbaumes**
— **Transparente.** —
Ferner **Statuen aus Elfenbeinmasse:**
Segn. Christus — gute Hirte u. s. w.
Alabasterkreuze.
Wir bitten unser ausführl. **Preisverzeichnis** verlangen zu wollen.
Braunschweig.
Grüneberg's Buch- & Kunsthandlung
Wollermann & Neumeyer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig, Richard Mühlmanns Verlag (Max Große) in Halle a. S., C. Ed. Müllers Verlag in Bremen und Friedrich Andreas Perthes in Gotha